

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 19 (1939-1940)
Heft: 4-5

Buchbesprechung: Bücher Rundschau

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 20.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

es wäre ein Verdienst gewesen, mehr von ihm zu zeigen. Albert v. Keller, der zeitlich und thematisch mit seinen besten Bildern Schider verwandt ist, fehlt; beide wären neben Durand zu hängen gewesen.

Stauffer-Bern ist vor allem berühmt durch sein romantisches Ende, und dann durch seine meisterlichen Porträt-Stiche und -Radierungen. Seine geheimnislos-deutlich gemalten Porträts sind von frostiger Vollkommenheit.

Der frühe Hodler, der die Schule von Barthélémy-Menn noch erkennen läßt, wäre der gegebene Abschluß dieser Schau gewesen; mit dem hellfarbigen, großformatigen Hodler beginnt die Zeit, die wir heute noch als „Gegenwart“ empfinden. Darum schließen wir hier unseren Überblick — warum im Kunsthaus noch einige weitere Maler — Verstorbene und Lebende — in diese erste, statt in die zweite Ausstellung eingereiht sind, ist unverständlich. Doch ist hier nicht der Ort, zu fragen, was anders sein könnte, sondern wir schließen mit der dankbaren Feststellung, daß diese Ausstellung trotz manchen unvermeidlichen und einigen vielleicht vermeidlichen Lücken und Einseitigkeiten im Ganzen ein überraschend eindrucksvolles Bild unseres nationalen Kunstbesitzes und Kunstschaffens vermittelt.

Peter Meyer.

Bücher Rundschau

Streiflichter durch Europa.

A. W. Seton-Watson. Britain and the Dictators. A Survey of Post-War British Policy. Cambridge University Press 1938.

Als ein Aristokrat unter der Menge der Publikationen über die Geschichte der Nachkriegszeit darf dies Buch gewertet werden.

Der Verfasser bezeichnet es als Fortsetzung seiner im gleichen Verlag erschienenen Studie „Britain in Europe“, welche die britische Außenpolitik von 1789 bis 1914 untersuchte. Er will nicht eine lückenlose Übersicht der britischen Außenpolitik seit dem Weltkriege, erst recht nicht der europäischen Geschichte dieser Periode geben. Er bemüht sich lediglich, wie seine Einleitung es formuliert, die wesentlichen Probleme darzulegen, die gegenwärtige Lage der britischen Beziehungen zu den wichtigsten Ländern Europas und namentlich mit Deutschland zu erklären, die den Zeitgenossen gestellten Alternativen zu prüfen. Im Bewußtsein der historischen Tatsache, daß die ganze Außenpolitik aller Regierungen von Canning bis Baldwin auf einer informierten öffentlichen Meinung beruhte, möchte er zur öffentlichen Abklärung aktueller Probleme beitragen.

Das Schwergewicht der Darstellung liegt auf den drei materiell inhaltsreichen Kapiteln VI bis VIII über Großbritannien und die Diktatoren Rußlands, Italiens und Deutschlands, welche fast die Hälfte des Buches beanspruchen, und deren Schlüssen zunächst betrachtet werden wollen. Die im Fluß befindliche, unübersichtliche Lage in Sowjetrußland scheint Seton-Watson gegen eine britisch-russische Allianz zu sprechen. Bei aller Verabscheuung der innenpolitischen Methoden Moskaus will er jedoch nicht an der Tatsache vorbeisehen, daß sich die Interessen der zwei Länder zur Zeit mehr als je parallel laufen. Hinter Mussolini sieht er — was er viel weniger bei Stalin heraushebt — Machiavelli. „Mit Rußland unter Stalin brauchen unsere Interessen nicht zusammenzustößen; mit Deutschland unter Hitler ist ein Kompromiß schwer, aber keineswegs unmöglich; mit Italien unter Mussolini kann es nichts Besseres als bewaffnete Neutralität und immerwährende Wachsamkeit geben...“ (p. 189/190). Hitler wird nach der Meinung Seton-Watson's die wiederholt erprobte Bluffpolitik bis zu dem Punkt fortsetzen, da die andern Mächte nicht mehr nachgeben dürfen. „Dann wird sein Bluff auf die Probe gestellt; plötzlich und unwiderruflich könnte der Krieg über uns hereinbrechen“. Großbritannien muß daher ganz klar herausstellen, „daß es Dinge gibt, welche es nicht dulden will, besonders einen Versuch zur gewalttätigen Änderung der Karte Europas“ (p. 302/303):

Das tiefwurzelnde Mißtrauen des englischen Historikers tritt im letzten Drittel seiner Studie, in den Kapiteln über die abessinische Krisis und den spanischen Krieg, noch ausgesprochener als vorher zutage. Die eine Hauptursache des Versagens kollektiver Friedenssicherungen sieht er in dem Umstand, daß Frankreich und Großbritannien mit ihrer Außenpolitik nach verschiedenen Richtungen operierten. Überdies mußte der Duce sehr wohl, „daß Großbritanniens militärische und maritime Lage höchst unbefriedigend war, daß der Luftschutz von Malta sowohl als von Toulon und Bizerta mindestens gänzlich veraltet war, und daß die britische Regierung es für nötig befunden hatte, ihre Mittelmeerflotte nach Alexandrien zu verlegen . . .“ (p. 361/362). Vor allem aber äußert Seton-Watson die Überzeugung, es sei nicht wahr, daß die Wirtschaftssanktionen des Völkerbundes versagt haben. „Es war die Willenskraft, sie in wirklicher und empfindlicher Weise durchzusetzen, welche versagte“ (p. 366). Hochzuschätzen ist die absolut strenge Objektivität des Kapitels über den spanischen Krieg und die Interventionsfrage. Bei der Niederschrift des Buches glaubte der Verfasser noch an die Möglichkeit einer Versöhnung der Bürgerkriegsparteien und an eine Emanzipation Spaniens von den Achsenmächten.

Der rote Faden, der sich durch das ganze Buch zieht, besteht in der Untersuchung der Frage, ob Großbritannien sich in die Festlandspolitik einmischen oder ihr fernbleiben solle. Daher gibt Seton-Watson in den ersten fünf Kapiteln eine Übersicht über die Wechsel zwischen britischer Selbstisolierung und Kontinentalintervention vom achtzehnten Jahrhundert bis nach dem Weltkrieg. Andererseits schließt er sein Buch mit dem überzeugten Bekenntnis zur aktiven Mitgestaltung der europäischen Schicksale. Wiederholt weist er den Gedanken zurück, daß die politische Ideologie für die internationalen Beziehungen maßgebend sein solle. Was speziell Großbritannien und Frankreich fest zusammenschmiedet, ist vor allem die rein mathematische Rechnung, daß sie, selbst vereint, bei einem künftigen Krieg sich in einer weit weniger günstigen strategischen Lage befänden als im Weltkrieg, und daß mithin jedes für sich allein verloren wäre. Gegenüber der Tätigkeit der Komintern empfiehlt der Verfasser große Wachsamkeit; andererseits legt er starkes Gewicht auf die Tatsache, daß im heutigen Europa Moskau an der Stärke Frankreichs und Großbritanniens ein offensichtliches Interesse habe (p. 408/409). Im heutigen Europa — die britisch-russischen Interessengegensätze in Ostasien gelangen hier nicht zur Berücksichtigung, was den für uns schwer begreiflichen Optimismus Seton-Watson's erklärt. Übersehen wird er diesen Revers der bolschewistischen Medaille kaum. Italien allein betrachtet er nicht als eine große Gefahr für die Westmächte; die CMX der ganzen europäischen Situation sei das deutsche Problem. Daher untersucht der Verfasser die Möglichkeiten einer britisch-deutschen Verständigung. Unerläßliche Voraussetzung ist ihm, daß sich Deutschland an der kollektiven Friedenssicherung wieder beteiligt, und daß Frankreich in die Vereinbarung mit einbezogen wird. Gewisse, für Deutschland anstößige Dinge wie die Verbindung des Völkerbunds mit dem Versailler Friedensvertrag müßten beseitigt werden. In der Kolonialfrage erwägt Seton-Watson in aller Sachlichkeit das Für und Wider von Fall zu Fall, ohne ein bestimmtes Programm zu formulieren.

Er schloß seine Arbeit am 17. Februar 1938 ab. Wenige Wochen später erfolgte der Anschluß Österreichs. Seton-Watson änderte nichts mehr an seiner Darstellung; aber im „Österreichischen Epilog“ gibt er seiner Enttäuschung deutlich Ausdruck. Er sieht die Gefahr für die Tschchoslowakei voraus; die Lage der Sudeten-deutschen erscheint ihm noch in günstigerem Licht als später Lord Runciman. Ein kräftiges Bekenntnis zur kollektiven Friedenssicherung durch den Völkerbund — einen zu reorganisierenden Völkerbund mit einwandfrei universaler Einstellung — schließt er. „Wenn die Staatsmänner unseres Zeitalters nicht den Mut zum christlichen Glauben aufbringen, und wenn sie nicht den direkten Zusammenhang zwischen den Irrtümern der Außenpolitik und der Mißachtung sittlicher Werte in der Vergangenheit aufbringen, kann ihr Versagen unsere ganze Welt in die Verderbnis mitreißen“ (p. 446).

Dieser Satz klingt im Leser nach, nachdem er das Buch auf die Seite gelegt hat. Es ist polemisch gehalten, wie der Verfasser selbst bekennt. Diese Polemik ist nicht ohne Einseitigkeiten. Werte werden anders eingeschätzt, als wir sie gewertet wissen möchten. Die große Unbekannte Sowjetrußland gelangt positiver in die

Rechnung, als wir für zuträglich halten. Das ist Sache des Standpunktes, der Erfahrung, des Temperamentes, des — Glaubens. Über alle diese Polemik weicht kaum je von der streng vornehmen Weise des Gentleman ab. Deshalb nannten wir das Buch Seton-Watson's einen Aristokraten unter der politischen und historischen Nachkriegsliteratur.

Möge sich die Gegenseite zu gleich vornehmer Betrachtungsweise durchringen; sie wird dadurch dem Frieden einen gleich wesentlichen Dienst erweisen.

Otto Weiß.

Otto Schempp: Der neutrale Westen: Schweiz, Luxemburg, Belgien und Holland. Wilhelm Goldmann, Leipzig 1939.

Einer der handlichen kleinen Bände aus der Sammlung „Weltgeschehen“. Ein Übersichtskärtchen des deutsch-französischen Randgürtels zwischen Friesland und dem Luganer See ist beigegeben, der sachliche Ton und klare Gang der Darstellung tut wohl. Irgend eine Parteitendenz ist nicht zu erkennen und, soviel ich sehe, sind Tatsachen zuverlässig und mit ungetrübter Wahrhaftigkeit wiedergegeben. Es handelt sich um eine Darstellung des gegenwärtigen politischen Zustandes der im Titel genannten Länder. Die Sprach- und Kulturzustände, die zugrunde liegen, sind kaum berührt, die Vorgeschichte der heutigen Lage nur sehr knapp dargelegt. Man könnte das namentlich für die Geschichte Luxemburgs bedauern. Die Tatsache, daß das Großherzogtum nichts anderes ist als ein deutscher Bundesstaat, der durch eine Art Zufall vom Ganzen abgebrockelt ist, findet hier so wenig wie in andern Werken die gebührende Berücksichtigung.

Unser Land wird mit sichtbarem Wohlwollen behandelt, seine Wehrbereitschaft findet die größte Anerkennung. Wir können zufrieden sein, in diesen schwierigen Zeitläufen, wo man zwar nicht unserm Staat, aber der Presse den Vorwurf unfreundlichen und sogar unneutralen Verhaltens schon mehr als einmal gemacht hat, immer wieder so verständig beurteilt zu werden.

Schempps Buch liest sich angenehm und wird auch demjenigen als Repetitorium nicht unwillkommen sein, der die Verhältnisse in den westlichen Kleinstaaten zu kennen glaubt.

Hans F. Zed: Die flämische Frage. Ein germanisches Volk kämpft um sein Lebensrecht. Leipzig, Wilhelm Goldmanns Verlag. 1938.

Eine gute, klare und nicht umfangreiche Einführung in die flämische Frage, über die man bei uns so erstaunlich wenig hört, und die doch eines Tages von erschreckender Wichtigkeit werden kann für uns alle. In dem ostmitteleuropäischen Durcheinander, das nach der Aufteilung des 1918 geschaffenen angeblich tschechischen National-, in Wirklichkeit Nationalitätenstaates entstanden ist, hat die deutsche Reichsregierung mehrmals erklärt, daß für sie der „ethnische“ Grundsatz maßgebend sei. Gemeint ist offenbar das, was Frankreich und Italien einstmals das Nationalitätenprinzip nannten und zuerst für die staatenbildende Kraft erklärten, dann aber nicht mehr recht brauchen konnten, als Deutschland es auf das Elsaß anwandte und Italien die Sprachgrenzen in den Alpen überschritt. Wir täten gut daran, wir Schweizer, genau zu verfolgen, wie solche Begriffe in unserer Nachbarschaft gehandhabt werden, und überall zuzusehen, wo politische Vorgänge sich um Sprachgrenzen drehen, damit wir nicht wieder in solche heillose Panik und Verwirrung geraten, wie wir sie im Jahr 1938 zweimal durchgemacht haben. Da ist nun Belgien. Es liegt nicht so weit entfernt, daß es uns erst zu interessieren brauchte, wenn dort etwas Aufregendes geschieht, und es gehört zu demselben Erbe Lothars, zu dem auch die Schweiz gehört, und um das die Brüder in Ost und West, Ludwig und Karl seit tausend Jahren unzählige Male sich in den Haaren gelegen haben. Aber wie vielleicht nicht einmal jede bessere schweizerische Redaktionsstube einen Mann hat, der die Bedeutung des Beiwortes „ethnisch“ kennt, so haben diese selben Redaktionen vor unsrer Öffentlichkeit auch noch kaum von dem gesprochen, was seit 50 Jahren zwischen Flamen und Wallonen vorgeht. Niemand will mir z. B. glauben, daß verbreitete flämische Zeitungen in Brüssel und Antwerpen Sätze drucken wie diese: „Belgien ist mit nichts unser Vaterland, Belgien muß vernichtet werden, Belgien ist bestenfalls unsere Stiefmutter“ — und doch habe ich sie mit eigenen Augen gelesen.

Das Buch von Zed könnte da zur Aufklärung dienen. Es eignet sich dazu vor allem auch seines gemäßigten Tones und seiner sachlichen Haltung wegen, denn es stürzt sich nicht auf die eben erwähnten Kampfblätter, berichtet kaum über Einzelheiten des so heftigen Sprachenstreites und gibt dafür viele amtliche Zahlen, auch Kartenstizzen. Es ist bemerkenswert, daß das der Angelegenheit entgegengebrachte Interesse heute nicht mehr dem alldeutschen Gedankenkreis anzugehören scheint. Schon das Titelblatt deutet darauf hin. Vor dem Weltkrieg hätte solch ein Buch vom Kampf nicht eines „germanischen Volkes“, sondern eines „niederdeutschen Stammes“ um sein Lebensrecht gesprochen. Der Verfasser verrät nirgends etwas von einem außenpolitischen deutschen Interesse, sondern deutet mehrfach auf die großniederländische Lösung als auf das vermutlich Kommende hin, und damit setzt er uns wenigstens nicht auf ein Pulverfaß. Hat da einfach die Wendung der deutschen Ausdehnungspolitik nach dem Osten hin den Westen entlastet, hat der enttäuschende Ausgang der alldeutschen Husarenritte der Weltkriegsjahre ernüchternd gewirkt, oder hat man endlich aus der Landkarte ersehen, daß Flandern durch Holland auf der einen, durch Belgien auf der andern Seite vom Deutschen Reich geschieden ist, — wie dem sei, Hans Zeds Büchlein behandelt die Dinge aus erfreulichem Abstand. Andererseits scheint freilich der Blick auch wieder etwas getrübt durch die — sagen wir: durch die Suggestionen parteiamtlicher Natur, denen sich nachgerade im Reich nur wenige Geister noch zu entziehen vermögen.

Den wirtschaftlichen Dingen ist mehr Aufmerksamkeit gewidmet als den geschichtlichen Vorgängen; man kann das bedauern, aber der Standpunkt hat seine Berechtigung. Wie stark die Bewegung der Flamen schon vor und gerade unmittelbar bis zu dem Weltkrieg geworden war, wird jedoch bei Zed nicht deutlich genug erkennbar; es sieht gar zu sehr aus, als hätte in der Hauptsache der Krieg den flämischen Volkstumskampf hervorgebracht. Auch das Hindernis für die großniederländische Lösung, nämlich die ablehnende Haltung der Holländer und ihre Ursachen, wird uns nicht deutlich genug gezeigt. Dagegen ist die Zeit von 1815 bis 1830 besser gewürdigt als in vielen andern Darstellungen. Der Büchernachweis ist etwas zu einseitig schönwissenschaftlich ausgefallen, könnte auch gewinnen, wenn von den zahlreichen guten Werken in französischer und niederländischer Sprache, die es gibt, wenigstens die grundlegenden genannt würden.

Eduard Blocher.

Von der Außenpolitik des neuen Polen.

Die bereits seit mehreren Wochen anhaltende polnisch-deutsche Spannung kann täglich, ja stündlich in akuten Konflikt ausarten. So reichlich Literatur über die deutsche Politik uns zu Gebote steht, so sehr muß der Nichtslawe nach entsprechenden Informationen von polnischer Seite suchen. Die vor einiger Zeit unterbrochene Periode der deutsch-polnischen Freundschaft zeitigte publizistisch immerhin einige aufschlußreiche deutschsprachige Erscheinungen, unter welchen neben den Wilsudski-Büchern die beiden folgenden besondere Würdigung verdienen.

„**Polen von Polen gesehen**“ heißt ein illustriertes Sammelwerk, dessen einzelne Aufsätze teils aus dem Polnischen übersetzt, teils von Deutschen geschrieben wurden¹⁾. Der bisherige polnische Botschafter in Berlin, Józef Lipski, gibt in einer bündigen Einführung der Hoffnung Ausdruck, „daß dieses Werk den polnisch-deutschen Beziehungen dienen wird, indem es dem deutschen Leser das Polen von heute vor Augen führen wird“. Den Vortritt erhält denn auch Reichsminister Schacht mit einem Exposé über „Deutschland und Polen“. Die weitere Orientierung berührt die Geschichte und die jetzigen politischen Verhältnisse Polens, sein neues Heer, seine wirtschaftlichen Fragen, Wissenschaft, Literatur, Kunst, Musik und Sport. Wir greifen für unsere Besprechung die knappe Skizze der Grundgesetze polnischer Außenpolitik heraus. Der ungenannte Verfasser hebt sogleich ihre Klarheit und Einfachheit hervor. „Der Realismus ist die Hauptgrundlage der polnischen Politik. Die Leiter dieser Politik wollen und können sich keinen schädlichen und gefährlichen Doktrinarismus leisten“ (S. 65). Besonders bemühte sich die Staatsleitung um die Aufrechterhaltung gutnachbarlicher Beziehungen; mit besonderem Stolz ver-

¹⁾ Karl Siegismund Verlag, Berlin, 1939.

wies sie seit Jahren auf den Nichtangriffspakt von 1932 mit der Sowjetunion und die deutsch-polnische Nichtangriffserklärung von 1935 als das Werk Józef Piłsudski und Adolf Hitlers. Polnischerseits erkannte man früh die Gefahr, daß sich der Völkerbund in einen ideologischen Block verwandle. „Einer Blockpolitik hat Polen immer energisch entgegengearbeitet . . . Denn der Verzicht auf die Gleichgewichtspolitik und der Beitritt zu einem der bestehenden Blocks würde nichts anderes bedeuten . . . als den Verlust der Selbständigkeit“ (S. 67). Zu den Grundsätzen dieser Politik gehört die Freiheit und Unabhängigkeit der baltischen Staaten. Vor allem hält sich Polen strikt an den Grundsatz „Nichts über uns — ohne uns, nichts über Jene — ohne sie“. Es ist „unbedingt dagegen, daß irgendwelche Fragen von irgendwelchen Gremien ohne Anteil der interessierten Staaten entschieden werden“ (S. 68).

Diese Gedanken variiert wieder und wieder der seit 1932 amtierende Außenminister Oberst **Józef Beck** in einem Buch, das einfach seine *Meinungen und Äußerungen seit 1932* wiedergibt²⁾. Sie befassen sich vor allem mit den Beziehungen zu Deutschland und der Sowjetunion, aber auch zu den baltischen und skandinavischen Staaten, mit dem polnisch-französischen Bündnis und den Beziehungen zu Großbritannien, mit Völkerbundspolitik, Kolonialproblem und jüdischer Emigration. „Marschall Piłsudski war der Ansicht, daß das richtige Verhältnis zwischen Unerfrorenheit und Mäßigung ein fundamentaler Grundsatz der Politik sei“ (S. 311). Auch Beck betont die Notwendigkeit kühler, überlegter Realpolitik. Früh sah er die Gefahr der Bildung von zwei Gruppen, einer Völkerbundsgruppe und einer Nichtvölkerbundsgruppe. Er wollte verhüten, daß sich Polen außenpolitisch einer ideologischen Doktrin verschreibe. Als besonders wichtiger Grundsatz gilt, „sich jeglichen Entscheidungen zu widersetzen, die Polen interessierende Fragen betreffen, aber ohne seine Mitwirkung getroffen wurden“ (S. 517). „Die Danziger Fragen sind für uns nicht nur eine Beigabe zu den Völkerbundsfragen, haben vielmehr eine größere Bedeutung, weil sie viele unserer täglichen und lebenswichtigen Interessen betreffen“ (S. 339). Man gewinnt aus diesen Reden und Interviews sicherlich den Eindruck des vorsichtigen Diplomaten, in dessen verbindlichen Worten sich Wesentliches oft sehr tief verbirgt. Aber man fühlt gerade aus dem Zusammenhang dieser wesentlichen Stellen die Verbindung des hochkultivierten Menschen, des klar die Lage überschauenden Generalstabsoffiziers und des entschlossenen Soldaten, der Oberst Beck zweifelsohne ist.

Die beiden Bücher wollen natürlich als Rundgebungen für das moderne Polen, nicht als ausgeglichene Darstellungen und Charakteristiken bewertet werden. Schließen wir daher mit dem von Beck zitierten inhaltsschweren, fast prophetisch klingenden Wort Marschall Piłsudskis: „Ihr müßt vor allem daran denken, daß die Absichten und Pläne niemals über die Leistungsfähigkeit des Werkzeugs, das sie verwirklichen soll, hinausgreifen dürfen, denn alles wird von Menschen gemacht“ (S. 400).

„Zusammenarbeit an der Peripherie Europas“.

Unter diesem Titel besprachen wir im zweiten Teil des Jahrganges 1938 den Inhalt der *Bibliographie Balkanique 1937* und der drei ersten Hefte der neuen Zeitschrift *Le Nord*. Unterdessen sind Fortsetzungen beider Publikationen erschienen.

Die *Bibliographie Balkanique 1938*³⁾ bringt u. a. ein besonderes Kapitel Mitteleuropa, welches auf Schriften über die Donaufrage hinweist und die erste internationale Bibliographie über den Anschluß Österreichs und die Angliederung des Sudetenlandes enthält. Die Aufzählung ist so reichlich, daß auch Unbedeutendes Aufnahme fand. Das vermag aber das Verdienst des Herausgebers, einen zuverlässigen Führer durch die erste Literatur über diese Zeitereignisse geschaffen zu haben, nicht erheblich zu schmälern. Mit großer Dankbarkeit benützt man außerdem seine enzyklopädische Darstellung der wichtigen politischen Balkanereignisse von 1938. Die Nomenklatur der zeitgenössischen Werke über die eigentlichen Balkanstaaten

²⁾ Józef Beck: Beiträge zur europäischen Politik. Reden, Erklärungen, Interviews 1932—1939. Essener Verlagsanstalt, 1939.

³⁾ Révisée par Léon Savadjian, huitième volume, Paris 1939.

reicht bis in die Vorgeschichte der Balkankriege von 1912/1913 zurück. Die Intensivierung der balkanischen Zusammenarbeit und das Auseinanderfallen der Kleinen Entente treten, anhand der Aufzählungen dieses Bandes, naturgemäß noch nicht in Erscheinung.

Desto mehr geschieht das in *Le Nord*⁴⁾. Zwei knappe Darlegungen ehemaliger Außenminister, des Finnen Rudolf Holsti und des Schweden Osten Undén, befassen sich in Heft 4/1938 mit der Frage der *Ålandinseln*. Holsti weist darauf hin, daß seit dem Vertrag von 1921 die politische und militärische Lage im Baltischen Meer sich wesentlich veränderte. Besonders erscheint das Sicherheitssystem des Völkerbundes heute sehr geschwächt. Finnland und Schweden wandten sich daher an den Völkerbund, um eine Veränderung des Abkommens von 1921 zu erlangen. Es handelt sich darum, daß man einige südliche Inseln der Ålandgruppe von der Entmilitarisierung ausnimmt, um durch ihre Befestigung die ganze Ålandgruppe schützen zu können. Holsti gibt dem Optimismus der beiden Nordstaaten durch den Hinweis Ausdruck, es könne nicht im Interesse irgend einer europäischen Macht liegen, daß auf finnischem Gebiet ein Punkt ohne Schutz bleibe und zu Zwecken benützt werden könne, die der Neutralisation zuwiderlaufen. Undén ergänzt seine Ausführungen; interessant ist vor allem, daß für Schweden eine Befestigung der gesamten Ålandgruppe als Bedrohung wirken könnte. In diesem Zusammenhang, dessen Darstellung den neuesten Völkerbundsverhandlungen vorausging, erscheint das Veto des eigentlich gar nicht zuständigen Sowjetrußland in ganz merkwürdigem Licht. Was will Rußland?

In den Beziehungen der nordischen Staaten wie der europäischen Kleinstaaten überhaupt zum Völkerbund stehen die *Sanktionen* zur Zeit im Vordergrund. C. J. Hambro unterzieht dieses Sachgebiet einer Betrachtung. Die nordischen Staaten waren stets eifrige Mitglieder des Völkerbundes, lehnten aber die militärischen Sanktionen gegen Friedensbrecher von Anfang weg ab. Im abessinischen Konflikt fühlten sie sich durch Tatsache enttäuscht, daß gerade die Großmächte wirtschaftliche Sanktionen nicht durchwegs loyal und entschieden handhabten. Als unerläßliche Voraussetzung einer kollektiven Friedenssicherung betrachten sie die annähernde Universalität des Völkerbundes und das absolute Nichtbestehen von großen Allianzen, welche die Welt in bewaffnete Lager trennen. Die nordischen Staaten gelangten nach den herrschenden Umständen zum Schluß, daß die bedingungslose Pflicht zur Anwendung der Sanktionen hinfällig geworden ist in einer Welt, in der die Großmächte eine dem Völkerbundssystem so wenig entsprechende Politik treiben.

Im neuesten Heft 1/1939 nimmt eine Skizze der *nordischen Landesverteidigung* breiten Raum ein. Sie ist nach Ländern getrennt und von Militärs geschrieben. Sowohl Dänemark als Schweden und Norwegen schränkten ihre Wehreinrichtungen nach dem Weltkrieg ganz bedeutend ein. Man verließ sich allzu gerne und viel zu weitgehend auf die kollektive Friedenssicherung seitens des Völkerbundes. Die Sozialdemokratie war es besonders, welche auf solche Rüstungsverminderungen mehr aus politisch-doktrinären als aus militärpolitischen Erwägungen hindrängte. Ein namhafter Teil der Politiker und der Mann auf der Straße wollten an keine Kriegsgefahr mehr glauben. Jetzt, angesichts der auch die Ostsee tangierenden machtpolitischen Veränderungen und zunehmenden Spannungen, dringt in immer weitere Kreise die Erkenntnis der gebieterischen Notwendigkeit der verstärkten Landesverteidigung durch. In der Praxis beginnen sich die Wirkungen erst zögernd einzustellen. Nur das fortwährend der russischen Gefahr ausgesetzte Finnland hielt seit dem Weltkrieg an seinen Wehreinrichtungen, deren Rückgrat die Bürgergarde bildet, unverändert fest.

Die neuen Hefte von *Le Nord* erweisen, wie diese leichte Inhaltsangabe darstellen mag, erneut ihren großen Wert als Informationsquelle und Zeugnis nordischer Kooperation. Weitere Aufsätze wie über den Nordischen Administrativen Verband, die Lebensmittelversorgung der nordischen Länder im Fall eines allgemeinen Krieges, die schwedisch-dänische Zusammenarbeit, namentlich aber die politische Vierteljahrsübersicht beweisen dies zur Genüge. Es ist eine wesentliche Mission dieser wertvollen und gediegenen Zeitschrift, die Nordstaaten dem Verständnis des Mittel- und Westeuropäers näherzubringen. Mit noch größerer Freude als bisher blickt man den weiteren Heften entgegen.

Otto Weiß.

⁴⁾ *Le Nord*, Nordische Internationale Zeitschrift, 4/1938 und 1/1939.

Berta Szeps-Zuckerlandl: Ich erlebte fünfzig Jahre Weltgeschichte. Bermann-Fischer Verlag. Stockholm. 1939.

Dieser Erinnerungsband, den der von Wien nach Stockholm verzogene Verlag herausbringt, ist in jeder Beziehung fesselnd und aufschlußreich. Gut geschrieben, vermittelt er einen tiefen Eindruck in das Leben der kultivierten und vermögenden, stark von jüdischen Einflüssen durchsetzten Schicht im Wien der Zeit vor März 1938. Mannigfache Streiflichter fallen auf die kulturellen und geistigen Strömungen und Leistungen der österreichischen Kaiserstadt. Weit interessanter und wichtiger aber ist der Einblick, den das Buch in das politische Getriebe Wiens und in den Einfluß gewisser durchaus international eingestellter Elemente auf dieses Getriebe gewährt. Gilt das schon von den eigenen Erlebnissen der Verfasserin, so etwa von ihrer Rolle in den Jahren des Weltkrieges, so liegt doch das Schwergewicht des Buches in der Schilderung der Tätigkeit des Vaters der Verfasserin im Jahrzehnt von 1880 bis 1890.

Moriz Szeps war in dieser Zeit der Leiter des „Neuen Wiener Tagblattes“ und der politische Vertraute des Kronprinzen Rudolfs. Er bot seinen ganzen Einfluß auf, um Österreich von Deutschland fern zu halten und mit Frankreich zusammenzubringen. Ständig in engster Fühlung mit Paris, sehr oft selbst dort anwesend, befreundet mit Gambetta und Clémenceau, bildete er mit seinem Blatt in Wien das Sprachrohr der antideutschen, ja der französischen Politik und wußte für diese Politik auch den österreichischen Thronfolger vollständig zu gewinnen. Die Berichte über die geheimen nächtlichen Zusammenkünfte mit Kronprinz Rudolf und die zahlreichen abgedruckten Briefe des Thronfolgers geben darüber erschöpfenden Aufschluß. 1886 heiratete die eine Tochter von Moriz Szeps den Bruder von Georges Clémenceau, sodaß zwischen den Häusern Szeps und Clémenceau nun nicht nur politische, sondern auch familiäre Beziehungen bestanden. Und am 22. Dezember 1886 kam anlässlich dieser Hochzeit auch eine nächtliche Unterredung im tiefsten Geheimnis zwischen dem Kronprinzen Rudolf und Georges Clémenceau zu Stande. Der Bericht darüber, aus der Feder von Moriz Szeps, findet sich auf den Seiten 136 bis 138 abgedruckt. Durch den tragischen Selbstmord des Kronprinzen im Jahre 1889 fand dieses ganze Zusammenspiel ein frühes Ende. Von da an war die große politische Rolle von Moriz Szeps auch ausgespielt.

Der aufmerksame Leser dieses Hauptteiles der Erinnerungen von Berta Szeps-Zuckerlandl wird sich einige Überlegungen machen. Er wird mit Staunen diese politische Tätigkeit des 1854 als Medizinstudent aus Ostgalizien nach Wien eingewanderten Moriz Szeps betrachten. Er wird sich darüber wundern, wie rasch er es zum Leiter des gelesensten Wiener Blattes und zu großem Vermögen brachte, und noch mehr darüber, daß gerade dieser Mann der engste Vertraute des österreichischen Thronfolgers werden konnte.

S e k t o r A m m a n n.

Vittoria Colonna di Sermoneta: Erinnerungen an das alte Europa. Verlag S. Hugendubel, München 1938.

Ein Sproß der berühmten Dichterin der Renaissance ist es, die uns hier ihre Memoiren aufgezeichnet hat. Der großen Familie der Colonna entstammend, heiratete sie den Prinzen Leone Caetani di Sermoneta, ein Nachkomme einer nicht minder berühmten Familie Italiens. Dank ihren englischen Verwandten verbrachte sie jährlich einige Wochen oder Monate im schönen Albion und schildert uns ebenso die englische wie die italienische Gesellschaft. Kaiser Wilhelm lernte sie anlässlich seines Besuches in Italien kennen, kurz vor dem Weltkriege; bei Edward VII. fiel sie fast in Ungnade, weil sie gegen ihren königlichen Partner eine Croquetpartie gewann. Eines der hübschesten Kapitel ist der Kaiserin Eugénie gewidmet, die eine reizende Gastgeberin in Farnborough Hill gewesen sein muß.

Vittoria Colonna wohnte einem der ersten Auftritten Carusos im Salon einer Amerikanerin in London bei, hat auch Schalljapin und die russischen Ballets Diaghileffs bewundert und schildert uns die Melba als affektierte und ehrgeizige Person. Die Duse, wie auch d'Annunzio gehören zu ihren Freunden; viele englische Dichter und Schriftsteller verkehrten in ihrem Hause. Pierpoint Morgan, der große Bankier, Alfred Rothschild, der allzu zuvorkommende Gastgeber, Aga Khan, Lord Ritchener und manch andere Persönlichkeit der Politik und Hochfinanz ziehen an uns vorbei.

Doch nicht nur von einem Fest ans andere, von einer Einladung zur nächsten werden wir geführt, wir lernen die Autorin auch als Schriftstellerin und Malerin kennen, als hilfsbereite Schwester bei den Erdbeben von Messina und Avezzano, oder auch als mutige Sportlerin. Sogar bis ins Geisterreich führen uns ihre Exkursionen.

Lebhaft und fließend zieht jene Zeit an uns vorüber, die uns heute schon fast wie ein Märchen erscheint. — Wir freuen uns auf den angekündigten zweiten Band der Memoiren der Fürstin.

A.-M. T h o r m a n n.

Literatur.

Ein Schweizerischer Klassiker des Mittelalters.

Unter den großen dichterischen Meistern der mittelalterlichen Blütezeit nimmt Hartmann von Aue eine besondere Stellung ein. Er ist der erste, aus ganz zeitgemäßem Empfinden heraus, mit den Mitteln einer neuen Kunst, in vollendeter Form, die Welt einer streng durchgebildeten gesellschaftlichen Ordnung, mit ihrem eigenartigen Gemisch von transzendentalen Hoffnungen und diesseitigen Ansprüchen, von aufopferungsvoller Dienstbeflissenheit und kriegerischem Wagemut, zum Ausdruck zu bringen. Er wird dann durch Wolfram von Eschenbach an urwüchsiger Originalität noch überboten. Aber die Eigenwilligkeit dieses dichterischen Genius war mit einer so absonderlichen Behandlung der Sprache und Form verbunden, daß die Folgezeit sich mit Recht für Hartmanns Zucht und Klarheit entscheidet und dessen Traditionen hochhält. Er gilt allen Nachfolgern als der wahre Meister dichterischer Lebensdarstellung. Mag nun aber in dem Gegensatz Hartmann-Wolfram auch persönliche Charakteranlage zum Ausdruck kommen, landschaftlich-stammesgenössische Wesensgrundlagen spielen ohne Zweifel mit. So wie diese beiden stehen sich in neuerer Zeit Keller (und vielleicht auch Meyer) einerseits, Jean Paul und Raabe andererseits gegenüber.

Die dichterische Persönlichkeit Hartmanns wird durch die Prosaübertragung, die soeben Reinhard Fink vorlegt, außerordentlich lebendig vergegenwärtigt¹⁾. Seine vier Versromane, Eric, Gregorius, Armer Heinrich und Iwein, sind darin in gewandter und kräftiger, moderner Sprache wiedergegeben und so die entscheidenden epischen Hauptwerke zu unmittelbarer Entgegennahme dargeboten. Es fehlt die Dyrif, die von Hartmann zwar auch gepflegt, aber nur als Nebenwerk behandelt wurde. Seine Begabung ist, ähnlich der Kellers, ausgesprochen anschaulich-darstellerisch. Und wie dieser ist auch Hartmann in seiner herb-männlichen Art als Dyrifer mehr von religiös-philosophischen Problemen als von zarten Liebesgefühlen bewegt.

Die Prosaform, in der uns Hartmanns Werke durch Fink geboten werden, ermöglicht eine sehr klare Auseinandersetzung mit ihrem menschlichen Gehalt. Es muß zugegeben werden, daß die halb legendären Dichtungen von Gregorius und dem Armen Heinrich dem heutigen Verständnis näher liegen als die rein ritterlich-modischen Romane von Eric und Iwein. Aber es darf auch ausgesprochen werden, daß unter allen Umständen die unmittelbar substantielle Wirkung, wie sie die moderne Prosafassung ermöglicht, eine tiefere ist, als mancher erwarten wird. Das überrascht. Wer möchte nicht zunächst bezweifeln, ob unsere Zeit überhaupt für eine derartige Poesie noch ein Organ besitze? Allein die Probe beweist das Gegenteil. Vielleicht hilft da zur Erklärung der Tatsache eine historische Betrachtung. Nachdem Wagner den philosophischen Gehalt und die Stimmungsgrundlage der ritterlichen Romantik überraschend tief erschloß und die Werte an Lebensweisheit, die dort verborgen lagen, ans Licht hob, war es ein gegebenes Unternehmen, nun auch den klaren Sachverhalt jener Werke in der Form einer schlicht-getsreuen, prunklosen, aber eben darum um so aufschlußreicheren Textwiedergabe darzubieten. Die Reinheit des Textes steht als Forderung obenan in dem Programm der Fink'schen Übertragung. So tritt seine Bemühung um die Erneuerung der mittelhochdeutschen Dichtungen an die Seite derjenigen von Lachmann. Nach

¹⁾ Hartmann von Aue, Epische Dichtungen. Übertragen von Reinhard Fink. Diederichs Verlag. Jena 1939.

der romantischen Begeisterung für die Welt der alten Sagen und Mythen folgte die exakte Kenntnissnahme der Dinge, so wie sie waren. Lachmann schuf für den Fachmann, Fink für den gebildeten Leser und Liebhaber.

Die Übertragungen Finks stellen ein Glied in einer ganzen Reihe von Unternehmungen des Verlages Diederichs dar, die mittelhochdeutsche Dichtung der heutigen Zeit nahezubringen. Wie dieser jetzt die entsprechende Bearbeitung der Werke Wolframs noch in Aussicht stellt, so ging Finks Werk die gesamthafte Darstellung der „Mittelhochdeutschen Dichtung“ von Friedrich Knorr voraus, die in der gedanklichen Durchdringung der Schöpfungen jener Zeit einen unerwartet schönen und hohen Gipfel darstellt, zeigt sie doch, wie, unter der Oberfläche zeitbedingter Lebensschilderung, eine tiefere Schicht rein menschlicher, zeitloser Gemeinschaftsprobleme behandelt und in höchst moderner, durchaus beherzigenwerter Art gelöst ist. Die Prosafassung dieser Übertragungen, die das Augenmerk rückhaltlos dem Inhalte zuwendet, läßt ihrerseits dieselben als den Abschluß aller jener Modernisierungen erscheinen, die die Neuromantiker, Studen vor allem, und Johann Wilhelm Herß, im Anschluß an Wagner, in einer archaisierenden und stimmungsträchtigen Sprache tätigten. Hier distanzierte das reichverzierte, präraffaelitische, stilgerecht historische Kostüm die Dichtung geslißentlich. Finks schlichte Prosa legt kühn jede zeitliche Scheidewand nieder.

In der Schweiz darf man sich der Finkschen Neuauflage der Werke Hartmanns zumal freuen. Sie stellt sich mit guten Gründen auf den Boden, daß dieser klare und prägnante Künstler des Wortes ein Schweizer war. Alte Zweifel, die sich gegen diese Überzeugung wandten, sind endgültig abgetan. Das anspruchsvolle Gebäude philologischer Stilkritik fällt vor dem schlichten Zeugnis heraldischer Dokumente in nichts zusammen. Das Wappen Hartmanns ist nachweisbar das der Herren von Wespersbühl. Damit aber wird der erste schweizerische Klassiker der Erzählung, der zutiefst ein innerlich Wesensverwandter des heute letzten ist, auch dessen lebhafter Nachbar, was den psychologischen Tatbestand gewiß nicht umstößt, vielmehr realiter beglaubigt. Unweit von Glattfelden liegt das Städtchen Eglisau, das nach Finks bemerkenswertem Nachwort als das Neue anzusehen ist, welches Hartmann den Namen gab.

Es ist überraschend, aber unleugbar, daß die heutige reichsdeutsche Germanistik, in Bezug auf literarische Eigentumsfragen, der Schweiz gegenüber sich viel ritterlicher verhält als seinerzeit die Generation der Müllenhoff, Scherer und Schmidt. Wenn damals, unter anderem, jene große Heidelberger Liederhandschrift, die das umfangreichste und künstlerisch kostbarste Denkmal der lyrischen Dichtkunst des Mittelalters darstellt, nur ganz allgemein als von schweizerischer Herkunft gelten durfte, so überwiegt heute offenkundig auf deutschen Lehrkanzeln die Überzeugung, daß diese Handschrift im Wesentlichen mit jener Manesse'schen gleichzusetzen sei, die einst Hablaub in Zürich anfertigte und von der er selber in seinen Gedichten so begeistert singt. Bächtold hatte gegen die überkritischen Zweifler am Vorhandensein einer Manesse'schen Handschrift die These der Hablaubschen Urheberschaft einst energisch verfochten und dazu etwas mephistophelisch bemerkt: „Wäre nur jede Hypothese in der Literaturgeschichte in einem so hohen Grade der Gewißheit nahe gebracht!“ Möchte er doch den Wandel der Anschauungen in der heutigen Germanisten-Generation noch erlebt haben!

M. N u ß b e r g e r.

Ein neues Prinzip der Literaturwissenschaft.

Seit die Literaturwissenschaft in Schwung gekommen, bewegen sie mehr und mehr Fragen der Methode, denn sie mag es anstellen, wie sie will: es sind der Erkenntnis der Dichtung Grenzen gesteckt, über die der forschende Geist nicht leicht hinauszubringt. Und nirgends so leicht wie gerade hier werden die Grenzen deutlich, da das ahnende Gefühl, der erlebende Sinn seinen Flug weit hinein ins geheimnisvolle Reich der Dichtung nimmt und es betroffen inne wird, wenn die ordnende und verstandesmäßige Erkenntnis zurückbleibt. Erstaunlich, wie, in nimmermüdem Bemühen, die Forschung einen Anlauf nach dem anderen genommen hat, da der gerade Weg nicht zum Ziel führte, auf Umwegen zu Erkenntnissen zu gelangen. Es mußten, an der Hauptfrage gemessen, zweitrangige Erkenntnisse werden, so hoch wir im einzelnen ihre Bedeutung auch einschätzen mögen. Ob wir die Dichtung

tung als Beleg für eine individuelle oder allgemeine Entwicklung, biographisch oder kulturhistorisch würdigen, ob wir sie stoffgeschichtlich, kunstgeschichtlich oder weltanschaulich deuten und einordnen, ob wir sie in Zusammenhang mit dem „Erlebnis“ bringen oder sie wie immer als Funktion betrachten — stets erscheint sie als etwas Abgeleitetes, Sekundäres, im besten Fall als „Ausdruck“ einer anderen Wesenheit und nie als das, als was sie zuerst erlebt wird: als ursprüngliches, autonomes Gebilde, als Ursache einer Wirkung. Und mag man über das Ziel der Literaturwissenschaft vielleicht auch verschiedener Meinung sein: daß ihren Ausgangspunkt das dichterische Werk bilden müsse, darüber kann grundsätzlich kein Zweifel bestehen. Es erhebt sich nur immer wieder die Frage der Methode.

Emil Staiger bringt zu dieser Frage nun in seinem Werk **„Die Zeit als Einbildungskraft des Dichters“**, Untersuchungen zu Gedichten von Brentano, Goethe und Keller“ (Max Niehans Verlag, Zürich, 1939) einen höchst bedeutenden und beachtenswerten Beitrag, den man umso lieber und freudiger anzeigt, als er entschlossen und radikal neue Wege geht und sogleich am Beispiel auch illustriert, was sein Verfahren zu leisten vermag. Sein Ausgangspunkt (nur der Ausgangspunkt natürlich) ist eine sorgfältig durchgeführte phänomenologische Untersuchung einer Dichtung, der Ballade „Auf dem Rhein“ von Clemens Brentano. Diese Untersuchung, die in freier Würdigung die Sprache, die dichterische Welt und „den Künstler“ im Gedicht beschreibt, um dann zu allgemeineren Einsichten zu gelangen, die durch Rückblicke auf den Menschen Brentano und seine innere Entwicklung bestätigt werden, ist vor allem durch einen freien Weitblick des Verfassers ausgezeichnet. Er vermeidet klug jede Engherzigkeit, wie sie leicht den Vertreter einer neuen Methode befallen mag, und öffnet dem Verständnis nach allen Seiten Türen und Tore. Bei der Behandlung von Goethes Gedicht „Dauer im Wechsel“ und von Gottfried Kellers Gedicht „Die Zeit geht nicht“ wählt der Verfasser dann ein weniger minutiöses Verfahren (der Leser wäre auch breiteren Ausführungen gerne gefolgt) und beschränkt sich auf zusammenfassende Darlegungen.

Die phänomenologische Betrachtung des Gedichtes von Brentano hat ihn dazu geführt, in dem Gedicht eine besondere Haltung zu erkennen, die der Dichtung Brentanos überhaupt eigen ist: die Haltlosigkeit. Er prüft die in der Dichtung waltende Einbildungskraft im Hinblick darauf, wie sie sich zur „Zeit“ stellt — nicht zur Zeit im Sinne der Geschichte, nicht zu der Welt der Zeitgenossen, sondern zum Zeitablauf schlechthin, zur „Beziehung, die das Bewußtsein zwischen Gegenwärtigem, Vergangenen und Künftigem herstellt“ — und er erkennt, daß Brentanos Einbildungskraft die Zeit als „reißende Folge von einzelnen Da“ auffassen und gestalten muß. Die Einbildungskraft Goethes (der klassischen Periode) erfährt den Wechsel in der Dauer, die Flucht der Erscheinungen in ihrem ewigen Sinn, bei Gottfried Keller gilt das Wort: „Die Zeit geht nicht, sie steht still“. Oder, wie Staiger aus dem „Grünen Heinrich“ zitiert: „Nur die Ruhe in der Bewegung hält die Welt und macht den Mann; die Welt ist innerlich ruhig und still, und so muß es auch der Mann sein, der sie verstehen und als ein wirkender Teil von ihr sie widerspiegeln will. Ruhe zeigt das Leben an, Unruhe verscheucht es; Gott hält sich mäuschenstill, darum bewegt sich die Welt um ihn“.

Ist das Kapitel über Brentano, wie es der breit angelegte Eingang nahelegt, der Erwägung von Einzelfragen und des individuellen Wesens des Dichters gewidmet, so enthalten die beiden andern glanzvolle Exkurse zu Fragen allgemeinerer Bedeutung: wie besonnen und kraftvoll ist etwa bei Goethe das Bild der Klassik gezeichnet, wie kluge Bemerkungen finden sich über „Hermann und Dorothea“ und über „Die natürliche Tochter“! Und im Kapitel über Gottfried Keller liest man glänzende Seiten über das Wesen des Humors und zum Thema „Keller und der schweizerische Geist“.

So ist das Werk eine Veröffentlichung, die eine reiche Fülle von Anregungen bietet, und es ist sein besonderer Vorzug, daß es kein eng gefügtes System verfolgt, sondern sehr weit konzipiert ist und Raum für Ergänzungen läßt. Es ließe sich z. B. denken, daß der sehr glückliche Einsichten vermittelnde Grundgedanke, der dem Buche den Titel gibt, sich in manchen Fällen als weniger entscheidend erwiese als in den angezogenen drei Beispielen — es würde den Wert der Leistung nicht herabmindern. Wir freuen uns, daß neues Leben aus den Ruinen blüht.

Carl Günther.

Walter Schubart: Dostojewski und Nietzsche, Symbolik ihres Lebens. Vita Nova Verlag, Luzern 1939.

Das Unternehmen, Dostojewski und Nietzsche in einer vergleichenden Studie darzustellen, kann nur einem Autor gelingen, der die weitesten Bezüge energisch zusammenzufassen und in prägnantester Sprache zu schildern versteht. Walter Schubart ist das fast Unmögliche zum Erstaunen geglückt. Gewisse Vereinfachungen scheinen freilich unvermeidlich zu sein; doch das ist nicht zu bedauern, wenn die großen Linien so stark und reinlich sichtbar werden wie hier. Mit Spannung findet man sich immer mehr von den Sätzen überzeugt, die auf der ersten Seite stehen:

Dostojewski und Nietzsche „sind nicht die dramatischen Gegenspieler, für die man sie gewöhnlich hält. Sie sind beide in gleicher Richtung gegangen, nur verschieden weit, und was unüberbrückbarer Gegensatz zu sein scheint, ist nur der Unterschied zwischen den zurückgelegten Strecken desselben Weges.“

Eine verhaltene Leidenschaftlichkeit sorgt überdies dafür, dem Leser die Dringlichkeit der vorgelegten Probleme einzuprägen.

Nietzsche, so führt Schubart aus, beginnt sein Schaffen mit den Versen an den unbekannten Gott. Dem so früh gewählten Ziel geht er sein ganzes Leben nach. Das macht ihn zum apokalyptischen Geist und rückt ihn weit von allen zeitgenössischen deutschen Denkern ab. Zuerst geht es ihm um die Einsicht, daß der alte Gott tot ist, daß, was bisher heilig und verbindlich war, keine Macht mehr besitzt. Ehe das Alte aber beiseitegeschafft ist, kann kein Neues sein. So tritt der Wegbereiter des künftigen Gottes als Zerstörer auf. Schicht um Schicht trägt er die überlebten Ordnungen des Daseins ab, mit Methoden, die ihn bald als Jünger Schopenhauers zeigen, bald als Positivist, bald als Nachbarn des russischen Nihilismus. Nie hat dieser zerstörende Geist nur um der Zerstörung willen zerstört. Er leidet selbst unsäglich in der wachsenden Wüste, die ihn umgibt. Der Stelle aus dem Brief an Rhode vom 23. 5. 1887 mißt Walter Schubart, wohl mit Recht, entscheidende Bedeutung bei:

„Ich rechne mich mit Burckhardt und Taine zu den gründlichsten Nihilisten, obschon ich selbst immer noch nicht daran verzweifle, den Ausweg und das Loch zu finden, durch das man ins Etwas kommt.“

Fragwürdig wird Nietzsches Leistung erst, wie er mit Gewalt vom Nichts ins Etwas kommen will, wie er für den toten Gott einen Ersatz um den andern erfindet: den „höheren Menschen“, den Übermenschen, das Leben, Dionysos, die Landschaft. Diesen Gebilden, die den Menschen aus seiner Einsamkeit erlösen sollen, gebietet es an Autorität, an wahrer Verbindlichkeit, und das heißt wörtlich, an wahrer Religiosität. Sie tragen das Stigma der Willkür und vermögen keine Welt zu erbaun. Was ist der Übermensch an sich, ohne ein Höheres, das ihn richtet, das ihn ausrichtet auf ein Ziel? Ohne jene Kraft, die „das Seil am andern Ende hält“? Was soll der Preis des Bösen als der Macht, die dem Leben Farbe verleiht? Die Folgen sind heute zu übersehen. Nicht die blendenden Gestalten der Renaissance, von denen Nietzsche träumte, schreiten über den Plan, sondern die subalternen Figuren, deren rohe Instinkte nur der leisesten Einladung bedurften, um die Maske der Zivilisation auf einmal fallen zu lassen.

Wie Nietzsche „den Menschen haben will, roh, mitleidslos, so ist er bereits und so ist er im Grunde immer gewesen. Dazu braucht man ihn nicht erst zu züchten.“

Daß Nietzsche es dennoch unternahm, ist nur als Protest gegen sein Jahrhundert zu verstehen.

„Lieber das Böse, nur nicht das Bürgerliche. Lieber die Bestie, nur nicht die Maschine.“

Und ebenso sein Antichrist! Was Nietzsche im „Antichrist“ verdammt, trifft nur die Form, die das Christentum im 19. Jahrhundert annahm, weder Christus selbst noch einen Franziskus oder Augustin, deren Weite und Freiheit des Blicks, deren unbedingter Einfluß nichts gemein hat mit den nivellierenden Tendenzen, die der Christ der neueren Zeit vertritt.

So schildert Schubart Nietzsches Weg. Es kann kein Zweifel darüber bestehn, wie lange Dostojewski dem deutschen Zeitgenossen zur Seite bleibt und wo er ihn hinter sich zurückläßt.

„Trennen wir Nietzsches Verneinungen von ihrem positiven Hintergrund, so

haben wir den ekstatischen Nihilisten. Wo bleibt dann der Schrei nach dem unbekannten Gott? Trennen wir Dostojewskis heiß erstrittene Gläubigkeit von den Zweifeln, durch die sie sich schlug, so haben wir den demütigen Christen. Wo bleibt dann der Gestalter der Dämonen? Aber wie viele begehen diesen Fehler. Sie sehen nicht das Ja, dem Nietzsche zustrebte, und nicht das Nein, über das Dostojewski hinüberging.“

Dostojewski war allen Gefahren des westlichen, vom Römertum und von der Renaissance geprägten selbstherrlichen Geistes ausgesetzt. Doch auf der Suche nach dem, was jenseits des Menschen und was über ihm steht, tappt der Russe nicht ins Leere. Er legt „das andere Ende des Seils“ in die Hände des christlichen Gottes. Auch hier ist der Mensch „etwas, das überwunden werden muß“. Über den Trümmern Adams aber erhebt sich nicht der Übermensch, sondern Gottes erwähltes Kind. Alle Romane Dostojewskis sind „Tragödien der Gottlosigkeit“:

„Am Ende des Weges zum Übermenschen steht der Reuige oder der Selbstmörder. Das ist der Sinn von „Schuld und Sühne“. Am Ende des Weges zum atheistischen Sozialismus steht die Auflösung der Gesellschaft oder die Rückkehr zum Christentum. Das ist der Sinn der „Dämonen“. Im ersten Roman widerlegt er Nietzsche, im zweiten widerlegt er Marx. Er kannte weder die Christen des einen noch des andern, aber er kannte beide als seelische Möglichkeit, als geistigen Typ, und er durchschaute — das ist das Allererstaunlichste — die innere Verwandtschaft, die beide verknüpft.“

Von den vielen Parallelen, die Schubart von da aus zu ziehen versucht, sei nur noch eine angeführt: Mit nicht geringerer Strenge als Nietzsche wendet sich Dostojewski gegen das Trugbild der Zivilisation, gegen das eingeebnete Dasein, das die westliche Menschheit lebt. Mit derselben Kühnheit bejaht er das Böse als positive Macht. Doch er sieht darin nicht bloß die volle Mächtigkeit des Lebens, sondern vor allem das verborgene Tor, das zu Gottes Ewigkeit führt. Es ist das Gift, an dem wir sterben oder ganz genesen müssen, wie Raskolnikow, wie Mitja Karamasow daran genest und über alle Lauen und Gerechten ins Unendliche wächst.

So vorbereitet finden wir das Problem „Dostojewski und Nietzsche“ in dem einen Satz geklärt: „Dostojewski ist Dichter, Nietzsche Hauptdarsteller desselben Dramas“, eben jener Tragödie der Gottlosigkeit, deren fünften Akt die Menschheit jetzt erlebt. Und zwar können wir die Gestalt mit Namen nennen, die Nietzsche in allem am vollkommensten repräsentiert: Es ist Iwan Karamasow, der Feind Gottes und Nihilist, der gegen die Fortschrittslegende kämpft, der von der ewigen Wiederkunft, von Nächstenliebe und Liebe zum Fernen manchmal bis in die sprachliche Fassung hinein wie Nietzsche philosophiert, Iwan Karamasow, dessen Gefolge der elende Smerdjakow ist, wie heute der gemeine Pöbel sich auf Nietzsches Namen beruft und allen Protesten gegen die falsche Auslegung der neuen Lehre wie Smerdjakow erwidern würde: „Was sind Sie denn nun so bestürzt, Sie?“ — Iwan Karamasow endlich, dessen Weg wie Nietzsches Weg in die Nacht des Wahnsinns führt.

„Mit dem Krieg von 1914 sind wir in die Jahrzehnte Nietzsches eingetreten, die zum Zeitalter Dostojewskis hinüberleiten. Nach dem nächsten Weltkrieg wird dieses beginnen.“

Diese sehr bestimmte Prophezeiung überrascht uns am Schluß. Nietzsche hat dem Reich des Letzten Menschen, „der das Glück erfunden“, der nivellierten, erstorbenen Welt, sehr lange Dauer prophezeit. Sie hat sich heute schon überlebt. Ernst Jünger verspricht dem Weltzustand, den sein „Arbeiter“ uns beschreibt, eine Dauer, die nur nach Monen abzumessen ist, die erst mit der Verwirklichung des planetarischen Imperiums schließt. Wir wissen nicht, was da zu sagen ist und trauen uns wenig Prophetisches zu. Offenbar hat Nietzsche inmitten einer erschlafenen Bourgeoisie dem Menschen allzu viel Vergnügen am faulen Frieden zugetraut. Wahrscheinlich hat Jünger, umwittert von dem entsetzlichen Zauber der Materialschlacht, die abenteuerlichen Gelüste des menschlichen Herzens zu hoch veranschlagt. Beide sehen andere, geschichtlich verbürgte Mächte nicht, die im Gegensatz zur Bourgeoisie sowohl wie zu der Blonden Bestie erstarken können, ebenso jäh, wie heute die lang verborgene Barbarei erstarrt. Werden es die Mächte sein, die Dostojewski verkündet hat? Niemand darf die Frucht vom Baum zu brechen wagen, ehe sie reif ist. Denn „der Thronsträger sind viel, der Gottbegeisterten aber wenig“!

Emil Staiger.

Max Weber: Jugendbriefe. Herausgegeben von Marianne Weber. Verlag von J. C. B. Mohr. Tübingen 1936.

Diese Briefsammlung des bahnbrechenden Soziologen ist in mehr als einer Hinsicht sehr aufschlußreich. Zunächst scheint es, als ob hier sich in besonderem Maße die Problematik der frühen Berliner Art austue. Schon die Briefe des Vierzehn- und Fünfzehnjährigen zeigen diese Problematik, vermehrt noch um die ganze Spröbheit und Gestelztheit des halbwüchsigen Alters, wenn es sich theoretisch ausdrückt. Und dazu hat dieser hochbegabte Junge einen starken Drang, wenn auch keine individuelle Note darin. Seine Briefe aus dieser Zeit lesen sich wie schlechte Übersetzungen aus dem Lateinischen. Das Abstellen auf die Pointe, aufs Anekdotische verliert sich später nur langsam. Auch im Jünglingsalter zeigen die Briefe noch lange das Vorwiegen dozierender Parteien, die recht steif, bücherhaft und allzu selbstbewußt sind — natürlich größtenteils geübt dabei. Den jüngeren Geschwistern gegenüber wirkt sich das manchmal fast grotesk aus. Dem Bruder Alfred, der ja seither auch ein bedeutender Gelehrter geworden ist, schreibt Weber mit 22 Jahren einen Brief, der nur eine Abhandlung bedeutet und folgendermaßen schließt: „Du siehst, daß ich von Zeit zu Zeit nicht ungern auf solche Dinge zu sprechen komme, wie Du sie in Deinem letzten Brief berührt hast, über den ich mich sehr gefreut habe.“ Unerträglich bürgerlich, offiziell und ohne den Schatten einer jungen und lebendigen Empfindung ist auch der Brief, den er als Zwanzigjähriger demselben Bruder zur Konfirmation schreibt. Damit wächst die Fraglichkeit dieses Charakters schon in diejenige des Bürgertums seiner Zeit hinein, das sehr intellektuell und gebildet, dabei aber von einer heute kaum mehr faßlichen geistigen und menschlichen Unproblematik war. Der menschliche Gegenpol kommt dann in recht faden und aufgeregten Wänschen zu Worte, ganz besonders, wenn Weber an jüngere weibliche Wesen schreibt; wir erhalten so überhaupt einen für die heutige Zeit in vieler Hinsicht frappanten Einblick in die Konventionalität und dadurch vielfach auch menschlich-geistige Flachheit, die vor 50 Jahren in den Beziehungen der männlichen und weiblichen Jugend herrschte. Alles dies erzählt von der hochgradigen Festigkeit der geistig-sozialen Welt, in die der junge Mensch damals hineinwuchs, welche mit Selbstverständlichkeit die Ausscheidung alles Subjektiven verlangte. Wenn wir dann an das Chaotische der Gegenwart denken, in welchem die Fruchtbarkeit des Geistes schließlich doch meist unter die Räder kommt, so sehen wir auch das Positive an jenen Verhältnissen. Doch aber erschrecken wir vor dem Fehlen alles wirklich Jugentlichen in diesem Leben, vor der Schwierigkeit und Späte, mit der es zu etwas ruhig, warm, entspannt Menschlichem gelangt. Dafür können wir uns dann an manchen hochinteressanten und wertvollen Einzelurteilen schadlos halten. Neben den lebendigen Berichten aus der Einjährigenzzeit und den Reserveoffiziersübungen sind es besonders die politischen Urteile in diesen Briefen, welche glänzend sind. Wenn der Briefschreiber als national denkender Deutscher, als höchst gemäßigt Liberaler die verhängnisvollen Entwicklungen Deutschlands in den damals kommenden Jahrzehnten klar voraussieht, so hat das etwas mehr Gewicht als alle die Vaticinia ex post, die heute allerorten mit weiser Miene veröffentlicht werden. Weber sieht mit voller Deutlichkeit die Einschränkung der praktischen und theoretischen politischen Selbständigkeit des deutschen Bürgertums durch Bismarcks Gewaltnatur, durch sein Zusammenraffen allen Führergeistes im berechtigten Bewußtsein seiner Überlegenheit, seinen Verzicht auf hinlängliche politische Erziehung des Volkes; er sieht auch die Mitschuld des Bürgertums an diesen Zuständen, sieht die weitere Zerstörung der politischen Reife durch Treitschkes Kraftsprüche, die sich mischen mit Stöcker'schem Antisemitismus und „realpolitischer“ Phrasologie; sieht dann vor allem das beschleunigte Abwärtsgleiten der ganzen Lage unter dem Einfluß Wilhelms II. Und er denkt mit Grausen an das Ende dieser Entwicklung, das er ja noch erlebt hat. „Man hat doch die Empfindung, als ob man auf einem mit großer Schnelligkeit dahinsausenden Zuge säße, auf einer Bahnstrecke, die neuangestellte Weichensteller hat. Wenn der Kaiser nur seine geistigen Kräfte nicht ruiniert oder schon ruiniert hat.“ (1891) — „Was soll man überhaupt versuchen, von unserer Lage und unseren Aussichten zu sprechen? wo beide von einem absolut unberechenbaren Faktor abhängen, der Person des Kaisers. In Bezug auf diese aber gewinnen immer mehr die ungünstigsten Meinungen an Terrain. Er behandelt offenbar die Politik lediglich unter den Gesichtspunkten eines

originellen Leutnants. Energische Pflichterfüllung im Sinne des Dienstes wird ihm im allgemeinen niemand bestreiten. Aber die dazwischen unterlaufenden Querköpfigkeiten und das unheimliche Machtgefühl, welches ihn befeelt, bringt eine unerhörte Desorganisation in die höchsten Instanzen . . . Wie durch ein Wunder entgehen wir bis jetzt noch diplomatisch wirklich ernstesten Situationen . . . Auch der geradezu kindische Bismarckhaß wirkt bei der Linken mit. Die furchtbare Vernichtung selbständiger Überzeugung, welche Bismarck bei uns angerichtet hat, ist natürlich der oder einer der Hauptgründe aller Schäden unserer jetzigen Zustände. Aber tragen wir daran nicht mindestens die gleiche Schuld, wie Bismarck selbst? Es ist über die öffentliche Meinung hier wirklich jetzt wenig zu berichten, denn sie setzt sich eigentlich nur aus allerlei im Flüsterton gemeldeten üblen Gerüchten zusammen, und wohl nie ist der Klatsch so sehr an die Stelle ernster politischer Diskussion getreten wie jetzt. . . ." (1892). — Es ist eine Tragik dieses großen Kopfes und auch des deutschen Volkes, daß er, wie die wenigen anderen, die das Unglück hatten kommen sehen und das deutsche Volk hätten lehren können, aus dem Zusammenbruch von 1918 eine demokratische und weiterhin auch nationale positive Selbstbestimmung aufzubauen, gerade um diese Zeit abberufen wurde.

E. Brod.

Paul Lang: Balladenbuch für Schweizer Schulen. Verlag Helbing & Lichtenhahn, Basel, 1939.

F. R. Ginzley: Deutsche Balladen. Eine Auswahl für Schule, Haus und Vortrag. Verlag Ph. Reclam, Leipzig, 1939.

Das Balladenbuch von Paul Lang entspricht einem wirklichen Bedürfnis. Den Anstoß zu der Sammlung hat die Tatsache gegeben, „daß die auswärtigen Sammlungen kürzlich, nach uns fremden Auswahlprinzipien, völlig umgearbeitet worden sind“. Der Herausgeber unternimmt es, unseren Mittelschulen, in deren unteren und mittleren Klassen die Ballade zum beliebtesten Lese- und Vortragstoff gehört, ein Lehrmittel zu schaffen, das, wie Bundespräsident Etter in seiner Botschaft über Kulturwahrung gefordert hat, aus schweizerischem Geist gewachsen und deshalb geeignet ist, schweizerische Gesinnung zu nähren. Mit sicherem Sinn für das Echte hat Lang die schweizerische Balladendichtung vom alten Tellenlied bis zur markigen Mundartballade unserer Zeit in einer Auswahl zu Ehren gezogen, die seinen lange gehegten Wunsch erfüllen mag, „die schweizerische Ballade in stärkerem Maße ins Bewußtsein unserer Jugend bringen zu lassen.“ Daneben liegt ihm besonders am Herzen, das Bewußtsein dafür wieder zu wecken, was eigentlich eine Ballade ist. So stellt er die Ballade strenger Ausprägung bewußt in den Vordergrund. Als ihr Ideal umschreibt er klug „jenes seltene dichterische Gebilde, in dem Epik, Dramatik und Lyrik sich völlig durchdringen, zugleich aber jene Tiefenlage erreichen, in der das metaphysische Erlebnis beheimatet ist.“ Man kann mit ihm einverstanden sein, da er bei der Durchführung seines Grundsatzes nicht engherzig ist und, offenbar nicht nur aus „schulischen Überlegungen“, wie er sagt, sondern aus den hier allein wichtigen künstlerischen, manches Gedicht aufgenommen hat, das aus dem Grenzgebiet der Ballade gegen das Lied oder die Versanekdote hin stammt. Immerhin: C. F. Meyer dürfte in einer solchen Auswahl doch etwas stärker vertreten sein, und mögen noch so viele seiner Balladen sich als versteckte Lyrik erweisen. Auch sonst mag mancher in dem schmalen Band das eine und andere vermissen, was ihm teuer ist. Das kann nicht anders sein. So könnte man etwa eine stärkere Berücksichtigung von Uhland oder Schiller wünschen. Vor allem hätten Kostbarkeiten wie Mörikes Schön-Rohtraut und Goethes König in Thule nicht einer strengen Auffassung der Ballade zum Opfer fallen dürfen. Ästhetik hin oder her, sie gehören doch wohl in den ewigen Bestand der deutschen Ballade. Man würde statt auf sie lieber auf die dekorativen Prunkstücke von Avenarius und Otto Ernst verzichten. Auch Erfkönigs Tochter von Herber, das sich neben Goethes Erfkönig wahrlich sehen lassen darf, würde die schöne Auswahl von mythischen Balladen wesentlich bereichern und dem Lehrer weitere fruchtbare Vergleichsmöglichkeiten bieten, wie es das ausgezeichnete Buch sonst in so reichem Maße tut.

Die „Deutschen Balladen“, die der österreichische Dichter Franz Karl Ginzley für die Sammlung Reclam ausgewählt hat, verfolgen ganz andere Ziele. Ginzley nimmt ungeachtet auch Stücke auf, die man höchstens noch als balladenartig bezeich-

nen kann. Seine Auswahl aus dem Balladenschatz von Herder bis Viliencron und Spitteler ist reizvoll, aber höchst persönlich. Sie geht eher darauf aus, weniger Bekanntes ans Licht zu ziehen, als den gesicherten Bestand der deutschen Ballade darzubieten. Gut die Hälfte der Sammlung wird dann aber von Dichtern unserer Tage bestritten. Diese Übersicht über neueres Balladenschaffen — auch mit zahlreichen ungedruckten Gedichten wird aufgewartet — gibt dem Bändchen seinen Hauptwert. Es findet sich da sehr viel gut Bearbeitetes und Sauberes, wenn auch nicht manches wirklich überragend und notwendig scheint. Während Lang mit Glück eine sinnvolle Gliederung nach formalen und motivischen Gesichtspunkten durchführt, ordnet Vinzky nach dem Geburtsjahr der Dichter. Das scheint äußerlich und erweist sich bei seinen Absichten doch als sehr glücklich. Es gestattet überraschende Einblicke in den Wandel der Generationen, z. B. in eine fortschreitende Auflösung der strengen Balladenform, in die Versuche der Ausweitung des Stoffgebietes, in das Weiterleben von Traditionen.

Die beiden Sammlungen, an Umfang nicht sehr verschieden, haben nur 17 Gedichte gemeinsam. Bei all ihrer Verschiedenartigkeit ergänzen sie sich in glücklicher Weise.

Fritz Rittmeyer.

Nachtrag zu Steding, Das Reich und die Krankheit der europäischen Kultur.

Nachdem wir in der Mainnummer dieser Zeitschrift das genannte Werk von Steding in ablehnendem Sinne beurteilt haben, wird nun bekannt, daß es auch im Deutschen Reich nicht überall Zustimmung findet. So hat namentlich die „Bücherkunde“, das „Organ der Reichsstelle zur Förderung des deutschen Schrifttums“ (Seite 244, Ausgabe A), Stedings grundlegende und alles in schiefes Licht stellende Irrtümer aufgedeckt und das Buch damit ebenso abgelehnt, wie wir es getan haben. Es schien uns gerecht, dieses Aburteilen des parteiamtlichen Deutschlands von Stedings Urteil über uns Neutrale hier zu erwähnen; es kann uns selbstverständlich nur in der Überzeugung bestärken, daß wir dem verstorbenen Verfasser des verfehlten Werkes mit unserer scharfen Zurechtückung der Dinge nicht Unrecht getan haben.

Edward Blocher.

W. Henzen: Johann Caspar Mörikofer's Ansichten über Sprache und nationale Eigenart in der deutschen Schweiz. Huber & Co., Frauenfeld u. Leipzig 1939.

Henzen läßt es sich angelegen sein, uns eine vor genau hundert Jahren erschienene Schrift über Mundart und Schriftsprache näher zu bringen. Deren Verfasser war der thurgauische Pfarrer und Schulmann Mörikofer, 1877 in Zürich gestorben. Mit Recht findet Walter Henzen, man dürfte heute darauf hören, was solche bedeutende Schweizer der Vergangenheit zu den jetzt aufs neue umstrittenen Fragen gesagt haben. Er verhehlt nicht, daß von den Anschauungen Mörikofer's nicht alle haltbar sind, daß wir heute in manchen sprachwissenschaftlichen Fragen besser Bescheid wissen, aber er zeigt uns auch, daß jene Alten in vielen Dingen unbefangener geurteilt und tiefer gegraben haben. Wenn Henzen am Schluß sagt, die beste sprachliche Landesverteidigung wäre die, die auch durch die Schriftsprache — eine einwandfreie Schriftsprache, versteht sich — den Schweizer hindurchschimmern ließe, so ist hier Tieferes und Wichtigeres gesagt als in den Duzenden von Aufsätzen, die heute unsere Blätter mit Auslassungen über den Gegenstand füllen. Mörikofer hatte sich im selben Sinn ausgesprochen: „Wenn der Schweizer eigene Gedanken hat, muß sich ihm auch (in der Schriftsprache) die eigentümliche Ausdrucksweise derselben ergeben, wobei eben seine eigentümliche Sprachphysiognomie auch seiner Darstellung einen eigentümlichen Charakter ausprägen wird“. Hier liegt in der Tat der Kern der Sache: „eigene Gedanken haben“, so sehr wir selbst sein, daß unser Deutsch auf jeden Fall immer unser Deutsch bleibt und doch unser Deutsch ist, darauf kommt es an und dazu soll der Schweizer erzogen werden. Der andere Weg: aufproppen, über „die draußen“ schimpfen und dabei das sprachlich bequemste Gewand ungewaschen anziehen, ist freilich der leichtere. Und auch ein dritter empfiehlt sich einem oberflächlichen Geschlechte als recht gangbar: schulgerecht und farblos sein Bischen armselige Habe in heimatloser Sprache darbieten und dann stolz sagen: mir merkt kein Mensch den Schweizer an.

Edward Blocher.

Schulfragen.

Prof. Dr. Max Zollinger: Hochschulreife. Bestimmung und Verantwortung unserer schweiz. Gymnasien. Verlag Max Niehans, Zürich und Leipzig. 1939.

Wie alles geistige Leben, so ist auch die Bildungsarbeit unserer schweizerischen Gymnasien einer Entwicklung unterworfen. Nun ist über das Bildungsziel, über die Stoffgestaltung und Stoffbegrenzung, über die Auslese und Bewertung der Schüler und viele andere Fragen der Mittelschule in den letzten Jahren viel geschrieben und gesprochen worden. Hauptsächlich sind an den Konferenzen schweizerischer Gymnasialrektoren und an den Zusammenkünften schweizerischer Gymnasiallehrer alle diese Fragen aufgerollt und eingehend geprüft worden. Tatsache ist, daß unser Gymnasium unter der ständigen Zunahme des Stoffes einerseits, wie auch der Schülerzahl andererseits leidet, weshalb sich ihre Leiter gezwungen sahen, diese Probleme ernsthaft zu untersuchen.

Der Lehrer am Gymnasium — überhaupt an jeder Mittelschule, die mit einem Examen abschließt, steht täglich unter dem Eindruck, keine Zeit verlieren zu dürfen. Raum kann er es sich leisten, einmal mit seinen Schülern einen so wohlthuenden Abstecher zu machen in ein Gebiet, das heute nicht gerade „zum Unterricht gehört“. Er und seine Schüler sind dauernd gehegt, das vorgeschriebene Ziel zu erreichen, und die Fülle des zu „behandelnden“ Stoffes läßt dem Lehrer kaum die Freiheit, einmal andere Wege der Stoffgestaltung beschreiten zu dürfen. Der Schüler sieht sich dauernd einem Berg von Aufgaben gegenüber, schickt sich schließlich in das Unabwendbare und sucht sich so gut als möglich durchzuschlagen, sofern er nicht, durch ein gutes Gedächtnis begünstigt, sich erlauben kann, gewisse Stoffe weniger lange einprägen zu müssen. — So kommt es, daß heute ein Gymnasiast, rein quantitativ, mehr erarbeiten muß als noch vor 20 Jahren, und gründlich zu arbeiten wird ihm durch die Schule beinahe verunmöglicht, obwohl sie die „Erziehung und Selbständigkeit und Selbsttätigkeit“ auf ihre Fahnen geschrieben hat.

In klarer Weise und in fließender Darstellung hat nun der Verfasser in seiner vorliegenden Schrift einen Überblick gegeben über die Möglichkeiten einer Mittelschulreform und all das zusammengefaßt, was an den oben erwähnten Konferenzen erörtert wurde. Wir haben hier einen Querschnitt durch die ganze Problematik der Mittelschulreform vor uns, wie er verständlicher kaum könnte dargelegt werden. Aus seiner reichen Erfahrung als Dozent an der Hochschule, wie auch als Gymnasiallehrer umschreibt der Verfasser die Bildungsziele und Bildungsart von Gymnasium und Hochschule und zeigt damit das Wesentliche im Bildungsprozeß der beiden Schultypen. In diesem Zusammenhang weise ich gerne darauf hin, daß es nicht Ziel des Gymnasiums ist, Mediziner, Altphilologen oder Mathematiker heranzubilden, sondern ganz einfach Akademiker, also geistig gereifte Menschen, die zu jedem Studium fähig sein sollen. Es ist Sache ganz nur der Hochschule, ihre Studenten in diese Fachwissenschaften einzuführen. (Es gibt nämlich immer noch Gymnasiallehrer und auch Gymnasiasten, die hierin nicht klar sehen.)

Weit mehr als diese eigentlichen Schulprobleme interessiert uns hier die Frage nach der Charakterbildung und der nationalen Erziehung im Gymnasium. Zollinger zeigt, daß das Gymnasium als solches kein Fach kennt noch kennen darf, das diesen Unterricht im besonderen treibt. Charakterbildend wirkt es durch die Persönlichkeit des einzelnen Lehrers. Durch die Geistesbildung wirkt das Gymnasium mit an der nationalen Erziehung. „Eine Notwendigkeit“, lesen wir Seite 72, „ist eine besondere mündliche Prüfung in Schweizergeschichte und schweizerischer Verfassungskunde bei der freien Eidg. Maturität, denn hier besteht nicht die mindeste Gewähr dafür, daß die Vorbereitungsinstitute für die nationale Erziehung auch nur annähernd Genügendes leisten.“ — Drei Pflichten sollen der Bildungsarbeit des Gymnasiums als selbstverständlich innewohnen: die Erziehung zur geistigen Selbstständigkeit, die Erziehung zur Selbstkritik und die Erziehung zur Selbstverantwortung.

Und nun komme ich hier zu einer Feststellung, mit der ich nicht einig gehen kann. Es handelt sich um die Grundfrage jeder Reform des Gymnasiums, von der Zollinger behauptet, daß sie nicht von ihrer weltanschaulichen Haltung aus allgemein gültig beantwortet werden kann. Der Verfasser führt selbst einen protestantischen (Brunner) und einen katholischen (Emmenegger) Gegner dieser Auf-

fassung an (Seite 139), weshalb ich mich hier damit begnügen darf, festzustellen, daß eben alle wahre Bildungsarbeit nur begründet werden kann durch den Glauben.

Wir stoßen immer wieder, und so auch hier, auf die merkwürdige Tatsache, daß sowohl das Bildungsziel, als auch Reformvorschläge für das Gymnasium rein nur aus der humanistischen Idee abgeleitet werden, während wir doch schon längst erkannt haben sollten, daß aus dem Humanismus heute keine neuen Kräfte hervorgehen können.

So ist zum Beispiel die Idee der Selbstverantwortung, die als eine der drei Pflichten des Gymnasiums aufgestellt wird, keine humanistische Idee, obwohl sie hier als solche aufgeführt wird; sie ist vielmehr eine ganz klare, religiöse Kraft, denn Selbstverantwortung gibt es nur, wo wir uns Gott verantwortlich fühlen. „In dem Moment aber, wo ein Mensch anfängt, mit Gott zu leben, erwacht er zur Selbstständigkeit, zur eigenen Verantwortung und zum eigenen Denken und Wollen.“ (Brunner, *Der Mensch im Widerspruch*. Seite 293.)

Von diesem Standpunkt allein, also vom entschieden religiösen, oder noch klarer christlichen, kann gezeigt werden, worin eine Bildungsreform der Mittelschule besteht und wie sie zu gestalten wäre.

So sehr wir diese Schrift begrüßen als umfassende Darstellung und Bewertung der hinter uns liegenden Auseinandersetzungen über die Reform des Gymnasiums, so sehr bedauern wir auch, daß sie nicht Wege und Mittel zeigt für eine wahre Neugestaltung der Mittelschule, denn, wie Brunner sagt, „die Frage nach dem rechten Gymnasium mündet mit Notwendigkeit in die Frage nach dem rechten Glauben“ *). Jedenfalls war es die Absicht des Verfassers, uns nur einmal mit dem Tatbestand bekannt zu machen. Es wird darum einer kommenden Generation vorbehalten sein, das zu erreichen, was uns versagt ist. „So muß es uns zunächst genügen, das Erreichbare zu erreichen und wenigstens die Richtung zu erkennen, in der die weitere Entwicklung unserer Gymnasien verlaufen sollte.“ (Seite 152.) Möchten wir die wahre Richtung wirklich erkennen!

Alfred Stüfelberger.

Schweizer Geschichte und Schweizer Kunst.

Arnold Eugster: Joh. Heinrich Tobler (1777—1838). Festschrift zur Einweihung des Tobler Denkmals auf Boegelinsegg 1938. Druck von H. Stadelmann, Teufen (App.).

Wer kennt nicht das schöne Appenzeller Landsgemeindelied: „Alles Leben strömt aus Dir“? Es ist einer der feierlichsten Momente im ganzen Jahr der Ostschweiz, wenn seine Töne über den herrlichen Landsgemeindeplatz erklingen. Dem Komponisten dieses Liedes ist die vorliegende anspruchslöse, aber gehaltvolle Schrift gewidmet, die sich auf autobiographische Notizen Toblers stützt. Arnold Eugster erzählt in schlichter, gemeinverständlicher Art zunächst das Leben Toblers, das einen steten Aufstieg von einfachen, ja von ungeordneten Verhältnissen zum hablichen, im ganzen Kanton angesehenen Manne aufweist. Ein zweites Kapitel bringt die Schilderung vom gemeinnützigen Wirken Toblers, das für die Gemeinde Speicher wie für den Kanton eine vielseitige Tätigkeit bedeutet, die u. a. auch die Förderung der staatsbürgerlichen Erziehung umfaßte. Der dritte Abschnitt erzählt vom feurigen Patrioten und eifrigen Politiker Tobler, der eine jugendfrische Schrift über die Landsgemeinde verfaßte und im Herbst 1814 als Landschreiber die eidgen. Repräsentanten Jakob Zellweger und Escher von der Vinth auf ihrer gefährvollen Reise nach Sargans, ins aufständische Oberland, begleitete. Ende der zwanziger Jahre treffen wir Tobler unter den eifrigsten Vorkämpfern der kantonalen Verfassungsrevision. Er trat daneben auch kräftig für die Erneuerung der schweizerischen Bundesverfassung, wie für die Abwehr fremder Übergriffe im Flüchtlingswesen, ein.

Allein Tobler wäre kein rechter Appenzeller gewesen, hätte er nicht auch noch eine ausgesprochene Vorliebe für Musik, besonders für den Gesang, an den Tag gelegt. Als Komponist erreichte Tobler, wie der junge Musikhistoriker Dr. Walter Rüsch (Locarno) in einem feinsinnigen Nachwort darlegt, eine „kraftvolle Eigenart“,

*) Seite 140 und 61. Jahrb. d. BSG, S. 44.

die auf der Echtheit und dem Goldwert seiner musikalischen Inspiration beruht und in der Melodie des Landsgemeindeliedes einen Höhepunkt volkstümlicher Musik erreicht."

Wer Freude hat an der kraftvollen appenzellischen Eigenart, mit ihrer Unternehmungsfähigkeit und Sangeslust, der greife zu dieser neuen Schrift Arnold Eugsters, und er wird in ihr Belehrung und Vergnügen zugleich finden.

Dr. Arnold Heinrich Schlatter: J. C. Kern. Sein Wirken in der Schweiz (1832—1856). Sonderabdruck aus Heft 75 der Thurgauischen Beiträge zur vaterländischen Geschichte. Verlag Huber & Co., Frauenfeld. 1938.

Wieder eine Zürcher Dissertation aus der trefflichen Schule von Prof. Gagliardi, zur Würdigung eines schweizerischen Staatsmanns. Das Wirken Joh. Conrad Kerns ist zum ersten male zum Gegenstand einer geschichtswissenschaftlichen Untersuchung gemacht worden, jenes thurgauischen Politikers, dessen Name einst zu den meistgenannten Namen in der Eidgenossenschaft gezählt wurde. Als Kantonsrat, wie kurze Zeit als Regierungsrat und Mitglied der Justizkommission, diente er dem Thurgau, als Bundesgerichtspräsident, Präsident des Schweiz. Schulrats, als Tagsatzungsgeandter, wie später als Mitglied der Bundesversammlung und als schweizerischer Gesandter in Wien und später in Paris, erwarb er sich große Verdienste um die ganze Schweiz, in der er als einer der führenden Köpfe um die Mitte des 19. Jahrhunderts galt. Zu bedauern ist nur der Umstand, daß nicht auch noch die Pariser Gesandtenzeit behandelt wurde, doch hoffen wir, der Autor schenke uns diesen Teil der Kernbiographie möglichst bald, damit das gesamte Bild der Wirksamkeit des bedeutenden Mannes in Erscheinung trete.

Schlatter gibt uns eine auf den vorhandenen Quellen umsichtig aufgebaute, im Urteil vorsichtig formulierte Arbeit, bei der jede Übertreibung sorgfältig vermieden wird. Gelegentlich wäre etwas mehr Wärme für den Gegenstand auch in der Darstellung zu wünschen. Die Schweiz ist, trotz der vielen Politiker, nicht sehr reich an solch ausgesprochenen staatsmännischen Begabungen, wie Kern, so daß, in aller Bescheidenheit, auf diese außergewöhnliche Erscheinung, die zudem ein gefestigtes Ethos aufweist, aufmerksam gemacht werden darf. Die schweizergeschichtliche Forschung des 19. Jahrhunderts ist Arnold Heinrich Schlatter zu großem Dank verpflichtet für diese gründliche und solide Arbeit. *Wilh. Ehrenzeller.*

Nationale Politik.

Dr. Jakob Steiger: Carl Hiltys Schweizerisches Vermächtnis. Verlag Huber & Co., Frauenfeld/Leipzig. 1937.

Wer sich gelegentlich in die Gedankenwelt Hiltys vertieft, der wird dem Verfasser dieser Schrift dankbar sein, daß er sie gerade jetzt veröffentlicht. Ein Volksbuch kann und will sie jedoch nicht sein, wohl aber ein Werk, das ganz im Sinne Hiltys sich an die denkende und geistig regsame Führerschaft der Schweiz richtet.

Nach Sachgruppen vorgehend, gliedert der Verfasser den Stoff, den er aus den verschiedenen Veröffentlichungen Hiltys schöpft, in drei Hauptteile: in die politische Aufgabe des Staates, in das Volk als den Träger dieses Staates und in die politische Organisation der Schweiz. Den Schluß bildet ein interessanter Auschnitt aus einem Notizheft Hiltys vom Jahre 1872.

Hilty zählt zu den ganz großen Männern des neuen Bundes. In Chur als der Sohn eines Arztes aufgewachsen, widmete er sich dem Studium der Rechte, wurde Anwalt in Chur und wirkte dann vom Jahre 1873 an als Professor in Bern. Neben seinem Lehramt vertrat er auch den Kanton St. Gallen im Nationalrat. Auf dem „Glauben an Gott, an den Sieg seiner Wahrheit und Gerechtigkeit" fußend, nahm er sich vor, bei allen Entscheiden zu fragen, was dient dem eigentlichen Volk. Dies machte ihn zu dem überragenden Führer. Sein Ziel bestand, wie er 1872 in seinem Tagebuch festlegte, im Kampf für „Fortschritt, Bürgertum, Volkstum und deutsche Art". Wie für die Gegenwart geschrieben, sind insbesondere seine Gedanken über die Behauptung der Schweiz nach außen. Wenn der Kleinstaat die allgemeine Lage richtig erkennen will, so spürt er, wie Hilty ausführt, daß es Torheit ist, von einem fremden Staatsmann „etwas anderes zu erwarten als rücksichtslose Verfolgung der Interessen des eigenen Staates." Daraus folgert er,

daß die Schweiz in ihrer Außenpolitik das Augenmerk gerichtet haben muß auf die ehrliche, uneingeschränkte Neutralität. „Politische Sympathien, selbst wenn sie in einzelnen Landesteilen für diesen oder jenen Kriegführenden vorhanden wären, können bei der Wahrung der Neutralität absolut nicht in Frage kommen.“ Die strikte Neutralität ist aber nur dann von Bedeutung, wenn sie getragen ist von einem Nationalgeist, der in dem hellenischen Gedanken gipfelt: „Vaterland ohne Opfermut ist ein Wort ohne Sinn“. Aus dieser Überlegung heraus fordert darum Hiltz vom Schweizer, „einen in vieler Hinsicht bessern Staat zu bilden“ (als ihn die Nachbarn haben) „und eine Nationalität zu sein, die hoch über der Bluts- und Sprachverwandtschaft steht“; denn, schreibt er an anderer Stelle, „die Eidgenossenschaft besteht seit ihren allerersten, äußerlich unbedeutenden Anfängen nur durch einen festen Glauben an eine außerordentliche Bestimmung, an eine besondere Vorsehung, die ihre Geschicke regiert, an ein ausserwähltes, besonderes Volkstum vor allen andern.“

Wenn Hiltz diese stark ausgeprägte nationale Einstellung vom Schweizer fordert, so tut er das aus der Erkenntnis heraus, daß ein einseitig wirtschaftlich orientierter Staat wie die Schweiz, „sehr leicht in die unwürdige Abhängigkeit einer fremden Vorherrschaft“ geraten könne. Darum lehnt er auch die Beteiligung der Sozialisten an der Staatsführung ab. Zur Staatsführung, äußert er sich, braucht es „ein streng nationales Programm ohne Ausländererei... und einen allmählich eintretenden bessern Zusammenschluß auch mit all denjenigen Elementen, die dem spezifischen Sozialismus nicht angehören, dennoch aber ein Herz für das arme Volk haben“. —

Dieses „Schweizerische Vermächtnis“ Hiltzs, das der Verfasser dem Leser so klar vor Augen führt, ist ein Buch voll edelster vaterländischer Gedanken, dem man eine starke Beachtung wünscht. Ernst Steinemann.

Der Maler Johann Melchior Wyrsch von Buochs. 1732—1798. Sein Leben und sein Werk. Von Dr. Paul Fischer. (74 Abbildungen auf 24 Bildtafeln.) Kommissions-Verlag: Buchhandlung C. Bachmann, Zürich 1. 1938.

Diese verdienstvolle, eingehende Würdigung des Unterwaldner Malers Johann Melchior Wyrsch ist als Dissertation der Universität Zürich unter Prof. Dr. R. Fischer entstanden. Für das Material in Frankreich lagen wertvolle Vorarbeiten Georges Blondeaus, früherer Staatsanwalt am Gerichtshof in Dijon vor. — Am 21. August 1732 wurde Johann Melchior Josef Wyrsch geboren; erst der Maler führte die Schreibweise Wyrsch ein, die dann von der Familie beibehalten wurde. Im Abschnitt „Leben und Persönlichkeit“ schildert Dr. Fischer die Lehrzeit in der Schweiz und in Italien, wo er die für sein Leben entscheidende Bekanntschaft von Luc Breton machte, die anregenden Jahre in Zürich und Solothurn, seinen Aufenthalt in Besançon, 1773 die Gründung der Maler- und Bildhauerschule mit Luc Breton und seine Tätigkeit als Lehrer und Künstler daselbst. In einem letzten Kapitel wird seiner Heimkehr, der Erblindung und des tragischen Endes durch französische Marodeure im September 1798 gedacht.

Dr. Fischer durchgeht in zwei eingehenden Kapiteln Wyrschs künstlerische Entwicklung und die verschiedenen Einflüsse, die sich besonders in seinen religiösen Kompositionen geltend machen. Zum Schluß kommt er zu einem Vergleich mit dem zweiten bedeutenden zeitgenössischen schweizerischen Porträtmaler, dem Winterthurer Anton Graff (1736—1813), der seinen Wirkungskreis in Dresden fand. Wyrsch ist in den Frauenbildern gewandter, es zeigt sich der französische Einfluß, doch die treue Naturwahrheit der Porträte haben beide Schweizer in Frankreich und in Deutschland gewahrt. In lebenswichtigen Gruppenbildern bewähren sich beide, erwähnt sei nur Wyrschs Bild der Prinzessin de Bauffremont und ihrer Kinder und Graffs Knaben, mit Seifenblasen spielend.

Sehr verdienstvoll ist das äußerst genau zusammengestellte, kritische chronologische Werkverzeichnis der Gemälde und Zeichnungen, die Angabe der Aufbewahrungsorte und Besitzer der Werke Wyrschs. Die reiche Bebilderung des Bandes, angefangen mit den zwei Porträtbüsten von J. M. Wyrsch, den Tafeln mit den Porträten schweizerischer Notabilitäten, französischem Adel und religiösen Kompositionen, gibt eine ausgezeichnete Übersicht des Oeuvres von Wyrsch. Ich möchte wünschen, daß viele unserer Schweizerkünstler, wie hier durch Dr. Fischer, eine

gleich eingehende künstlerische und kulturhistorische Würdigung erhielten, das Bildmaterial mit ebenso viel Verständnis ausgewählt wurde wie in dieser Arbeit.

Emma Reinhart.

Feldherren.

Melchior Fißcher: Münnich. Feldherr, Ingenieur, Hochverräter. Societäts-Verlag, Frankfurt a. M. 1938.

Burhard Christoph v. Münnich (1683—1767) gehört zu jenen zahlreichen Deutschen, denen Rußland zu einer zweiten Heimat wurde, die dort Großes leisteten und doch heute beinahe vergessen sind. Aus Oldenburg stammend, durchzog der junge Münnich mit den Truppen Hessen-Kassels Europa, trat dann in polnische Dienste über, um schließlich unter Peter dem Großen nach Rußland berufen zu werden. Er erbaute den Ladoga Kanal, führte erfolgreich im Feldzug von 1736—39 die russischen Heere gegen die Türkei, ließ durch den Staatsstreich von 1740 Anna von Mecklenburg zur Regentin ausrufen, um dann, selbst ein Opfer des Staatsstreichs der jungen Elisabeth, bis zu deren Tod, 20 Jahre in der sibirischen Verbannung zu leben.

Vielleicht ist es weniger das Schicksal dieses aufrechten, jähzornigen und hochfahrenden Menschen, das den Leser gefangen nimmt, als die Schilderung des Hintergrundes, auf dem er sich bewegt. Das ganze Europa des ausgehenden 17. und beginnenden 18. Jahrhunderts, namentlich auch das damalige Rußland, erstehen mit allen Licht- und Schattenseiten. Dies allein genügt, um dem Werke Fißchers alle Beachtung zu sichern. Möglich, daß Münnich nicht so makellos war, wie der Verfasser ihn sieht, möglich auch, daß seine zahlreichen Widersacher nicht ausschließlich aus Neid und Eigennutz handelten (so hatte wohl Elisabeth gute Gründe, ihn zu beseitigen); es bleibt, daß das Buch uns gewissermaßen ein Fenster öffnet in eine uns wesenfremde Welt: die russische.

Drei Zeitgenossen und Gegner Napoleons:

Gneisenau / Radetzky / Wellington.

Gerhard Heine: Gneisenau. Gerhard Stalling, Oldenburg 1938.

Eugen Schmaßl: Radetzky. Vier Falken Verlag, Berlin 1938.

Theodor Lücke: Wellington. Rowohlt Verlag, Berlin 1938.

Gneisenaus und Wellingtons militärisches Leben gipfelte im Kampfe gegen Napoleon. Beide können den Anspruch erheben, wesentlich zu seinem Sturze beigetragen zu haben. Radetzky wurde zwar 47jährig Stabschef des Oberbefehlshabers der verbündeten Heere, Schwarzenbergs, und es soll auch der Feldzugsplan im wesentlichen sein Werk gewesen sein. Bestimmenden Einfluß auf den Gang der Befreiungskriege hat er aber kaum gewonnen. Sein selbständiges militärisches Wirken beginnt erst 1830 mit der Übernahme des Oberkommandos der Armee in Italien, und sein militärischer Ruhm gründet sich auf seine Erfolge gegen Karl Albert von Piemont (1848—49).

Herkunft, Charakter und Lebensauffassung der drei Männer sind so verschieden wie ihre Laufbahn. Drei Dinge aber waren ihnen gemeinsam: sie zeichneten sich durch persönlichen und charakterlichen Mut aus, hatten viel gegen die Widerstände in den maßgebenden Kreisen zu kämpfen, und alle drei haben mit Umsicht und Tatkraft in ihren Staaten um die Verbesserung des Wehrwesens gerungen.

Ob Radetzky die Leidenschaften des wahren Feldherrn in sich fühlte, bleibe dahingestellt. In seinem Leben folgt einem verhältnismäßig raschen Aufstieg eine lange Periode der Stagnation. Er hat weniger als die andern die Bitterkeit der Ohnmacht und des Zusammenbruchs tragen müssen. Die Schläge Napoleons wurden in Österreich, wo die Anschauungen des 18. Jahrhunderts fest verwurzelt waren, von den wenigsten als nationales Unglück empfunden, sondern eher im Geiste verlorenen Kabinettskriege getragen. Und auch nach dem vorübergehenden Verlust Mailands im Jahre 1848 konnte über den letzten Ausgang des Kampfes zwischen Piemont und Österreich kaum ein Zweifel herrschen. Stets erwachsen Radetzky die größten Schwierigkeiten . . . aus der Heimat.

Gneisenau und Wellington haben alle Tiefen des Soldatendaseins auskosten. Der erste von Jena bis zu den Befreiungskriegen, der letztere während des Feldzuges auf der Pyrenäenhalbinsel. Während Gneisenau aber in diesen schwärzesten Jahren seiner Laufbahn den Aufstieg vom Kompagniechef zum Stabchef einer Armee durchlief, führte Wellington selbständig das Heer Englands. Mag Gneisenau der ideenreichere, stürmischere (beinahe romantische) Geist gewesen sein, der als Deutscher weitgehend gefühlsmäßig handelte; Wellington war der kühlere, berechnendere und deshalb vielleicht der gefährlichere. Es ist bezeichnend, daß er in seiner ganzen Laufbahn keine Schlacht verlor. Er hatte den Mut zum Rückzug. Erst bei Waterloo streifte er die Niederlage in offener Feldschlacht. Er ist Blücher für die Rettung zeitlebens dankbar geblieben.

Von den drei Feldherrn hat wohl nur Gneisenau den Atem der anbrechenden neuen Zeit verstanden. Deshalb wohl, weil er, 46jährig, bei Jena noch Hauptmann war und so lange Jahre Gelegenheit hatte, dem Fühlen seines Volkes nahe zu sein. — Radetzky mußte mit der neuen Zeit nichts anzufangen. Wie er sich hätte mit ihr auseinanderzusetzen müssen, war er zu hoch gestellt und zu alt. Auch Wellington hat sie nie ganz begriffen. Er lebte in den Anschauungen der konservativen britischen Aristokratie. Doch stand er als Politiker so weit über den Dingen, daß er, schweren Herzens zwar, zum nachgeben riet, als die Zustände unhaltbar geworden waren.

Radetzky war vor allen Dingen Soldat, Gneisenau Soldat und Mitbegründer des neuen Preußen, im Alter Großgrundbesitzer; Wellington Soldat und Staatsmann.

Seine beschäftigt sich mit dem Menschen Gneisenau, dem er ein schönes Denkmal setzt. Wer Gneisenaus Feldherrntum erleben will, mag zu Cochenhausen greifen. (Friedrich v. Cochenhausen: Gneisenau. Mittler & Sohn, Berlin 1929.) Schmahl und Lücke haben das gesamte Wirken ihrer Helden erfaßt. Vielleicht ist Lückes Darstellung der englischen Politik von 1815—1850 einseitig. Die Liberalen haben viel zur Größe Englands beigetragen und Palmerston hatte die Bedürfnisse einer neuen Zeit zweifellos besser erfaßt als der Herzog von Wellington.

Heerführer des Weltkrieges. Herausgegeben von der Deutschen Gesellschaft für Wehrpolitik und Wehrwissenschaften. Mittler & Sohn. Berlin 1939.

Eine der reizvollsten Aufgaben, die sich dem militärisch interessierten Historiker stellen, ist zweifellos die Auseinandersetzung mit dem Wesen des Heerführers. Die vorliegende Aufsatzreihe, die sich mit den Persönlichkeiten Moltke, Joffre, Falkenhayn, Conrad v. Hoebendorff, Alexejew, Enver Pascha, Cadorna, Haig und Hindenburg-Ludendorff befaßt, dient diesem Zweck. Sie gehört ohne Zweifel mit zum besten, was in dieser Form veröffentlicht wurde. Denn es ist nicht leicht, dem Wesen dieser Soldaten in wenigen Seiten gerecht zu werden. Wenn einzelne Beiträge es verdienen, besonders hervorgehoben zu werden, so darf man nicht übersehen, daß schon die den Verfassern zur Verfügung stehenden Unterlagen ein Eingehen auf die Führerpersönlichkeit eines Enver Pascha oder Alexejew schwieriger gestalten als auf die eines Joffre oder Hindenburg.

Es sei gestattet, zunächst auf den Beitrag über Foch (Wolfgang v. Ditsfurt), hinzuweisen, weil er u. U. dem Wesen des Marshalls näher kommt als das Werk Liddell Harts (siehe April-Heft, S. 66).

Besondere Beachtung dürfen ferner die Beiträge über Joffre (Müller-Loebnitz), Falkenhayn (Wilhelm Solger), Haig (Feeser) und Hindenburg-Ludendorff (Hesse) beanspruchen. Haig und Falkenhayn ist die Nachwelt bisher selten gerecht worden. Engländer (mit Ausnahme Robertsons) haben an Haig scharfe Kritik geübt, letzten Endes vor allem, weil Haig an seinen Plänen festzuhalten pflegte. Falkenhayn ist in Deutschland vielfach wenig sachlich gewürdigt worden, wobei nicht nur seine Mißerfolge, sondern, unbewußt vielleicht, nur allzu oft der Gegensatz zu Hindenburg-Ludendorff und Conrad mitgespielt haben.

Mit den Ausführungen Hesses über Hindenburg-Ludendorff als Feldherrn-einheit wird ein Weg betreten, der in jüngster Zeit immer mehr Anhänger findet. Er hat, richtig aufgefaßt, für die Dauer ihrer Zusammenarbeit schon deswegen seine Berechtigung, weil es nicht nur praktisch unmöglich, sondern sachlich müßig bleibt, nachträglich auscheiden zu wollen, wer an diesem oder jenem Entschluß, der in engster Mitarbeit geboren wurde, den Hauptanteil trägt. Es darf aber

darauf hingewiesen werden, daß, in der Würdigung der Persönlichkeiten, Ludendorff bei Hesse zweifellos zu gut wegkommt. Es ist hier nicht der Ort zu untersuchen, aus welchen Gründen Ludendorff beim Zusammenbruch nach Schweden floh, noch warum er in den Nachkriegsjahren dem Feldmarschall die Treue brach. Im Gesamtbild des Ludendorffschen Charakters aber, können schwere Schatten nicht übersehen werden, die, wohl aus pietätvoller Rücksicht für die Leistungen des Generals, von Hesse übergangen wurden.

Als Ganzes stellt das Werk, dem Wolfgang Foerster als Einleitung eine Studie über das Bild des modernen Feldherrn vorausschickt, eine hervorragende Leistung kritischer Geschichtsforschung dar. G. Z ü b l i n.

*

Rodolfo Graziani: Il Fronte Sud. Verlag Mondadori, Milano. 1938.

Während die italienischen Heerführer an der abessinischen Nordfront, de Bono und Badoglio, sehr bald nach Abschluß des Feldzuges ihre Werke über dieses gigantische Unternehmen eines Kolonialkrieges herausgaben, erschien das Buch des Marschalls Graziani über seine Operationen an der abessinischen Südfront erst Ende 1938. Die komplexe Materie findet darin eine meisterhafte Darstellung.

Zu Beginn 1935 wird Graziani zum Gouverneur von Somaliland und Kommandanten der dortigen Streitkräfte ernannt. Die Gegend ist ihm völlig neu. Hohe italienische Offiziere, des Landes kundig, halten eine Offensive an der Südfront für undurchführbar; Graziani dagegen sieht von Anfang an die einzig entscheidende Lösung in der Offensive.

Riesigen Ausmaßes sind die Vorbereitungen für die Alimentierung seines Kolonialunternehmens. Das Mutterland liefert nach Somalia täglich für 110 000 Menschen Verpflegung, während vor Beginn der Kriegsvorbereitungen das Land seine Bevölkerung und die wenigen Weißen selbst ernährte.

Der Vormarsch an der Nordfront unter Marschall de Bono beginnt anfangs Oktober 1935. Graziani ist an der Südfront defensives Verhalten befohlen. Aber seiner dynamischen Natur liegt das Passive nicht; er legt seinen Auftrag sehr extensiv aus, unternimmt „Korrekturen im Aufmarsch“ und stößt mit zwei Kolonnen nach dem etwa 250 Km. entfernten Gorrachei vor, wo sich die ersten Gefechte rasch zu seinen Gunsten entscheiden.

Mitte November übernimmt Marschall Badoglio von de Bono das Oberkommando sowie das Kommando der Nordfront. Graziani brennt auf einen Offensiv-Auftrag, aber Badoglio befiehlt ihn neuerdings in die Defensive. Die Truppen der Südfront organisieren ihre Verteidigungsstellungen mit 55 Km. zusammenhängendem Drahthindernis. (In dieser Zeit verwenden die Italiener Giftgase als Vergeltungsmaßnahme für die Ermordung italienischer Flieger durch die Abessinier.)

Die Abessinier sind nunmehr im Vormarsch nach Süden und greifen die italienischen Stellungen an. Anfangs Januar 1936 erwirkt Graziani, der Mann radikaler Lösungen, endlich die Bewilligung zur Offensive. Seine großangelegte Gegenoffensive gegen die Truppen des Ras Desta vom 10. bis 20. Januar ist bekannt als Schlacht am G a n a l e D o r i a. Graziani verfügt über 85 000 Mann mit 77 000 Gewehren. Die Schlacht endet mit der Besetzung von Neghelli, 380 Km. vom Ausgangspunkt des 10. Januar entfernt. In neun Tagen ist die Armee des Ras Desta in Trümmer geschlagen; von 60 000 Mann verbleiben 6000 Versprengte.

Die zweite Großaktion Grazianis ist die Schlacht von D g a d e n gegen die Armee von Rasibù. Der Vorstoß gegen Dagabur vom 15. bis 30. April auf 4 verschiedenen Achsen ist ein Musterbeispiel der manövierten Schlacht, der Aktion der Umfassung und Umgehung und damit der geringen Verluste. Die Armee Rasibù teilt in diesen Operationen das Schicksal der Truppen des Ras Desta. Am 8. Mai erreichen die Truppen der Südarkmee Harar, am 9. Mai 1936 reichen sich die Truppen der Nord- und Südarkmee in Dire Dawa die Hände. Der Krieg ist für die Italiener gewonnen!

Dieses Kolonialbuch ist auch für schweizerische Militärs aus einigen Gründen lesenswert. Es interessieren besonders:

1. nach der psychologischen Seite: Die suggestive Persönlichkeitswirkung Grazianis, die markante Führerfigur;
2. in operativer Hinsicht: Die grandiose Linie der Konzeptionen dieses Heerführers;

3. auf taktischem Gebiet: Die große Rolle der Flugwaffe in der heutigen Schlacht;

4. in technischer Beziehung: Die große Bedeutung der Radiomittel für die militärische Führung, aber auch deren Gefährlichkeit.

Es ist gerade für uns, die wir im Einsatz solcher Mittel noch wenig Erfahrung haben, hervorhebenswert, daß der italienische Radio-Abhordienst sozusagen alle chiffrierten abessinischen Funksendungen abnahm und dechiffrierte. Demzufolge war Graziani jeweils bestens über Lage und Zustand der abessinischen Truppen orientiert.

F r a n z N a g e r.

Militaria.

Form und Geist in der Soldatenerziehung. Von Oberstlt. Wilhelm Frid. Inter-
verlag A.-G., Zürich. 1938.

Taktik und Technik entziehen den einzelnen Soldaten im Gefecht immer mehr dem unmittelbaren Einfluß seiner Führer und bringen damit sein Verhalten in immer größere Abhängigkeit von den moralischen Kräften, die in ihm selbst wohnen. Auf Erfolg im Kriege kann deshalb nur diejenige Truppe mit Recht hoffen, deren einzelne Glieder nicht allein gelernt haben, ihr Handwerk vollkommen zu beherrschen, sondern darüber hinaus auch zu selbständigen, verantwortungsbewußten Persönlichkeiten erzogen worden sind, welche ihre Pflicht auch unter den schrecklichsten und seelisch zersetzendsten Einflüssen des Krieges erfüllen. In der vorliegenden Arbeit, die im März 1938 der Generalversammlung der Allgemeinen Offiziersgesellschaft von Zürich und Umgebung vorgetragen und in der Juni-Nummer der Allg. Schweiz. Militärzeitung zuerst veröffentlicht wurde, nennt der Verfasser die Ziele, die wir Schweizer in der Soldatenerziehung im allgemeinen und besonders unter Berücksichtigung unserer eigenartigen politischen und militärischen Lage zu erreichen haben und weist auf Mängel hin, die nach seiner Ansicht unseren Erziehungsmethoden vielfach noch anhaften. Er warnt eindringlich davor, sich nach ausländischen Mustern zu richten und fordert die Erziehung unserer Führer und Soldaten im weiteren Sinn zur Improvisation und Phantasie statt zu Schema und Ordnungsmäßigkeit. Die Arbeit verdient die Beachtung nicht allein der engeren Fachkreise; es ist deshalb zu begrüßen, daß sie nun als Separatabdruck weiteren Kreisen zugänglich gemacht worden ist.

E. J. R o e s l e r.

Schweizer Schießausbildung. Von Oblt. Aemilius Müller. Inter-
verlag A.-G., Zürich. 1938.

Vor ungefähr zwei Jahren gab Major Rochat unter dem Titel „Das Schießen. Wie ich es lerne und lehre“ ein Büchlein heraus, das geschrieben wurde auf Grund umfassender praktischer Kenntnisse und reichster Erfahrung, die sich der Verfasser in jahrelanger Tätigkeit als Instruktionsoffizier, Schießlehrer und Schütze erworben hatte, und dessen Wert für die Praxis nicht leicht zu überbieten ist. In dem nicht eben bescheidenen Vorwort der kürzlich erschienenen „Schweizer Schießausbildung“ macht sich nun aber der Verfasser anheischig, dem jungen Schießlehrer eine Anleitung zu schenken, die nicht nur diejenige Rochats an praktischem Wert übertrifft, sondern überhaupt in scharfen Gegensatz zur „landesüblichen“ Schießausbildung zu setzen ist. Zur Verheißung so umwälzender Neuerungen genügen ihm die wenigen praktischen Erfahrungen in seinen Rekrutenschulen als Korporal und als Leutnant. Daß er mit so dürftigen praktischen Kenntnissen sein Ziel nicht erreichen konnte, ja sogar auf dem Weg dahin vielfach gestrauchelt ist, kann niemanden überraschen.

Ich kann hier nicht im Einzelnen auf die Fehler eintreten, die das Büchlein neben manchem Guten und Richtigen, aber wenig Neuem enthält. Ich beschränke mich daher auf folgende Bemerkungen.

Zunächst ein äußerliches Bedenken. Die Arbeiten Rochats und Müllers haben manche Äußerlichkeiten gemeinsam. In der Sprache aber unterscheiden sie sich stark voneinander. Während Rochat sich einer einfachen, klaren und jedermann verständlichen Sprache bedient, versucht Müller seiner Arbeit durch auffallend starken und unnötigen Gebrauch von Fremdwörtern und wissenschaftlichen Fachausdrücken einen gelehrten Anstrich zu geben. Da die Mehrzahl der jungen Schießlehrer, an

die sich der Verfasser vornehmlich richtet, an eine einfache und natürliche Sprache gewöhnt sind, wäre der Sache ein klarer, weniger gekünstelter Stil dienlicher gewesen. Auf die gleiche Tendenz, etwas gewichtig einherzuschreiten, ist es wohl zurückzuführen, daß der Verfasser eine lange Liste von „Anforderungen des Schießens an den Mann“ zusammenstellt. Hauptsächlich läßt sich dadurch niemand abhalten, das Schießen zu erlernen! Denn bei näherer Betrachtung wird er feststellen können, daß manches dort Aufgeführte mit dem Schießen wenig zu tun hat oder doch begrifflich von fast unbegrenzter Dehnbarkeit ist. Was ist „durchschnittliche Körperkraft“, was „gewisse Konzentrationsfähigkeit“, „durchschnittliche Reaktionsfähigkeit“, „gewisse Fähigkeit zur Verteilung der Aufmerksamkeit“, usw.?

In sachlicher Hinsicht: Der Verfasser glaubt Kochat den Vorwurf machen zu müssen, daß er die Wahl der einzelnen Übungen bei der Schießausbildung zu sehr dem Schießlehrer anheimstellt. Als ob dieser auf irgend ein Ausbildungsschema verpflichtet werden dürfte! Es ist auch dem Verfasser sicher nicht verborgen geblieben, daß die Kunst des Schießlehrers darin besteht, sich nach der körperlichen und seelischen Veranlagung jedes einzelnen Schützen zu richten und nicht, sich an ein bestimmtes Schema zu halten. Wenn das richtig ist — und es wird wohl niemand daran zweifeln —, dann muß doch folgerichtigerweise die Wahl der einzelnen Übungen dem Schießlehrer überlassen bleiben.

Zum Schluß noch eines: die „graphischen Kenntnisse“, deren der Verfasser sich im Vorwort rühmt, haben ihn leider auf einen Irrweg geführt. Im Bestreben nämlich, sein Licht nicht unter den Scheffel zu stellen, hat er eine ganze Reihe von Skizzen angefertigt, die auf das Zielen Bezug nehmen. Damit fällt schon rein äußerlich die Überbetonung der Wichtigkeit des Zielens auf, während z. B. das Abkrümmen, die Abgabe des Schusses selbst, in einen bescheidenen Rahmen zurückgedrängt werden. Dem entspricht übrigens, wie es scheint, auch die Ansicht des Verfassers, der das Zielen als eine der schwierigsten Manipulationen beim Schießen bezeichnet. Dies ist unrichtig. Der Grund ungenügender Schießleistungen liegt, wie die Erfahrung zeigt, in den seltensten Fällen im Zielen. Man kann wohl zielen, versteht es aber nicht, den Schuß richtig abzugeben.

Das Bestreben des Verfassers, „einen praktischen Beitrag zur Förderung der Wehrbereitschaft zu liefern“, ist durchaus anzuerkennen und zu begrüßen. Der Beitrag wäre aber bedeutend wertvoller, wenn der Verfasser sein Werk auf ein festere Fundament hätte aufbauen können.

C. J. Roesler.

Georg A. Bislin. Der unerlaubte Eintritt in fremden Militärdienst als Schwächung der Wehrkraft. Buchdruckerei Dr. J. Weiß, Affoltern a. A. 1938.

Die juristische Dissertation von Bislin behandelt nicht allein den strafrechtlichen Tatbestand, wie er im heutigen Militärstrafrecht umschrieben ist und seit dem spanischen Bürgerkrieg besonders häufig zur Anwendung kommt, sondern enthält auch bemerkenswerte kriminalpolitische Erwägungen, die einer eingehenden Diskussion wert sind. Der Verfasser betont die positiven Werte fremden Militärdienstes für unsere eigene Wehrkraft: ein Heer, das keine eigene Kriegserfahrung besitzt, ist geradezu darauf angewiesen, daß wenigstens viele seiner Angehörigen, besonders Offiziere, sich individuelle Kriegserfahrung durch den Eintritt in fremde Heere erwerben. So gelangt er zur Folgerung „Fremder Dienst des Schweizere ist Stärkung der heimatlichen Wehrkraft; auch dieser fremde Militärdienst des Schweizere ist Ausdruck wehrhafter Gesinnung und Opferbereitschaft“. De lege ferenda fordert daher der Verfasser eine Abänderung der heutigen Gesetzesbestimmungen: der individuelle fremde Dienst, der den Heimatstaat völkerrechtlich und neutralitätsrechtlich in keiner Weise berührt, soll grundsätzlich gestattet und nur verboten sein für Schweizer, die im schweizerischen Militärdienst oder im Hilfsdienst stehen. Mit Recht verweist der Verfasser auf die jährlichen Auswandererkontingente, die als Schwächung der Wehrkraft mindestens so sehr in Betracht fallen wie fremder Kriegsdienst, und trotzdem vom Bunde finanziell unterstützt und gefördert werden.

Neben den einleuchtenden Erwägungen militärischer Natur kommen vielleicht die politischen Überlegungen etwas zu kurz. Von einer Freigabe individuellen Fremddienstes würde wohl vor allem der politische Fanatismus Vorteil ziehen, der heute schon, trotz Verboten, zum Kampfe für Ideologien in fremde Heere und

Bürgerkriegsarmeen tritt. In die Heimat zurückgekehrt, werden diese Fanatiker, die gelernt haben, für ihre politische Überzeugung mit der Waffe zu kämpfen, auch unsern inneren Frieden gefährden und die politischen Leidenschaften aufstacheln. Unter den heutigen Umständen birgt fremder Kriegsdienst auch die große Gefahr der fremdartigen, unschweizerischen politischen Beeinflussung und Schulung in sich. Schließlich liefert uns die Geschichte auch Beispiele dafür, daß Schweizer, die aus fremden Diensten in die Heimat zurückgekehrt sind, auch in schweizerischer Amtstellung den fremden Mächten mehr dienten als dem Heimatland, zum Nachteil des letzteren. Wenn sich also gegen eine allgemeine Freigabe individuellen Kriegsdienstes politische Bedenken ergeben, so sollte doch die Möglichkeit bestehen, neben den Berufsoffizieren auch sonst geeignete Offiziere, Unteroffiziere und Spezialisten der Armee für einige Jahre zur Dienstleistung in fremde Heere zu entsenden, mit der Verpflichtung, sich und ihre Erfahrungen nachher unserer Armee zur Verfügung zu stellen.

Gottfried Zeugin.

Bücher-Eingänge.

- Aischylos.** Die Tragödien und Fragmente. Übertragen von Johann Gustav Droysen. Alfred Kröner Verlag, Stuttgart 1939. 408 Seiten, Preis M. 4.—.
- Attenhofer, A.:** Ausklang. Gedichte. Verlag F. Schuler, Chur 1939. 95 Seiten, Preis Fr. 3.—.
- Augsburger, Werner:** Treue um Treue. Erzählung aus der Zeit des Laupenkrieges. Verlag der Verbandsdruckerei A.G., Bern 1939. 144 Seiten.
- Bainville, Jacques:** Geschichte zweier Völker. Frankreichs Kampf gegen die deutsche Einheit. Hanseatische Verlagsanstalt A.G., Hamburg 1939. 196 Seiten, Preis M. 2.80.
- Bargach, Walter:** Der Sinn der englischen Festlandspolitik. Reden und Schriften britischer Staatsmänner aus zwei Jahrhunderten. C. F. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, München 1939. 238 Seiten, Preis M. 3.75.
- Barth, Karl:** Gotteserkenntnis und Gottesdienst. Nach reformatorischer Lehre. Verlag der Evang. Buchhandlung A.G., Zollikon 1938. 226 Seiten, Preis Fr. 5.80.
- Bleiber, Fritz:** Der Völkerbund. Die Entstehung der Völkerbundsatzung. Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart 1939. 189 Seiten, Preis M. 15.—.
- Bonjour, Edgar:** Werden und Wesen der Schweizerischen Demokratie. Verlag Helbing & Lichtenhahn, Basel 1939. 55 Seiten, Preis Fr. 2.50.
- Chamberlain, Neville:** The Struggle for Peace. Verlag Hutchinson, London 1939. Preis 8 S 6 d.
- Church, Richard:** Das Bollwerk. Scientia A. G. Verlag, Zürich 1939. 427 Seiten, Preis Fr. 10.—.
- Däniker, Gustav:** Schießlehre der Infanterie in Grundzügen. 2. neubearbeitete und erweiterte Auflage. Verlag E. S. Mittler & Sohn, Berlin 1939. 224 Seiten mit 172 Abbildungen, Preis M. 6.—.
- Dibelius, Martin:** Jesus. Sammlung Götschen, Band 1130. Walter de Gruyter & Co., Verlag, Berlin 1939. 134 Seiten, Preis M. 1.60.
- Die Niederwerfung der Räteherrschaft in Bayern 1919.** Bearbeitet von der Kriegsgeschichtlichen Forschungsanstalt des Heeres. Verlag E. S. Mittler & Sohn, Berlin 1939. 221 Seiten, 17 Karten und 23 Abbildungen, Preis M. 4.60.
- Einfuhr bei Gottfried Keller.** Einführung von Hans Brandenburg. Verlag R. Piper & Co., München 1939. 180 Seiten, Preis M. 4.—.
- Fallberget, Johan:** Im Zeichen des Hammers. Roman. Paul List Verlag, Leipzig 1938. 819 Seiten.
- Frazer, J. F.:** The Spirit of French Canada. Verlag Columbia University Press, New York 1939. 219 Seiten.

- Frey, Heinrich:** Mein Heimatland. Die Schweiz. Verlag des Verfassers, Gartenstadt, Liebefeld-Bern. 40 Seiten.
- Gamper, Luise:** Barbara und der Major. Erzählungen. Verlag Friedrich Reinhardt, Basel 1939. 131 Seiten, Preis Fr. 2.50.
- Große Schweizer Forscher.** Herausgegeben im Auftrage der Fachgruppe „Hochschulen und wissenschaftliche Forschung“ der Schweizerischen Landesaussstellung 1939 und der Naturforschenden Gesellschaft unter Mitarbeit hervorragender Fachleute durch Eduard Fueter. Atlantis-Verlag A.G., Zürich 1939. 308 Seiten reich illustriert. Preis Fr. 3.—.
- Guggenbühl, Adolf:** Der Kampf um die schweizerische Eigenart. Geschäftsleitung der Jungliberalen Bewegung der Schweiz, Basel 1939. 77 Seiten.
- Gumpert, Martin:** Dunant. Roman des Roten Kreuzes. Hermann-Fischer Verlag, Stockholm 1938. 324 Seiten.
- Guner, Walter:** Du Volk und Deine Schule. Ein Gespräch über Erziehung im Angesicht des Vaterlandes. Verlag Huber & Co. A.G., Frauenfeld 1939. 115 Seiten, Preis Fr. 3.20.
- Hafner, Karl:** Zürcher Bürgerinnen- und Heimatbuch. Herausgegeben im Auftrag des Erziehungsrates. Verlag der Erziehungsdirektion des Kantons Zürich, Zürich 1939. 229 Seiten und 1 Karte.
- von Hausen, H. G., und Köhler, H.:** Grundriß der deutschen Wohlfahrtspflege. Verlag W. Kohlhammer, Abteilung Schaeffer, Leipzig 1939. 133 Seiten, Preis M. 3.—.
- Heer, P. Gall:** Johannes Mabillon und die Schweizer Benediktiner. Verlag Leobuchhandlung, St. Gallen 1939. 469 Seiten, Preis Fr. 7.50.
- Held, Martin:** Sternstunden. Gedichte. Wegweiser-Verlag, Zürich 1938. 36 Seiten.
- Herliq, R.:** Sweden, A Modern Democracy on Ancient Foundations. Verlag The University of Minnesota Press. 1939. 127 Seiten.
- Hesse, Kurt:** Mein Hauptmann. Bildnis eines Soldaten. Deutscher Verlag, Berlin 1938. 325 Seiten.
- Jahrbuch für Wehrpolitik und Wehrwissenschaften 1939.** Herausgegeben von der Deutschen Gesellschaft für Wehrpolitik und Wehrwissenschaften. Hanseatische Verlagsanstalt A.G., Hamburg 1939. 260 Seiten, Preis M. 7.50.
- Knapton, E. J.:** The Lady of the Holy Alliance. Verlag Columbia University Press. New York 1939. 262 Seiten.
- von Kral, August:** Das Land Kamal Atatürks. Der Werdegang der modernen Türkei. Wilhelm Braumüller Verlag, Wien 1937. XII und 344 Seiten, Preis M. 7.50.
- Laur, E.:** Der Schweizerbauer. Seine Heimat und sein Werk. Eine Darstellung der Verhältnisse und der Entwicklung der schweizerischen Landwirtschaft im 20. Jahrhundert. Verlag Schweizerischer Bauernverband, Brugg 1939. 674 Seiten reich illustriert.
- Markwalder, H.:** Der Laupenkrieg 1939. Festgabe des Organisations-Komitees der Laupenschlachtfeier 1939. Herausgegeben von der Stadt-Ranzlei, Bern 1939. 52 Seiten und 10 Kunstdrucktafeln, Preis Fr. 2.—.
- Mell, Max:** Adalbert Stifter. Insel-Verlag, Leipzig 1939. 73 Seiten, Preis 80 Pf.
- von Moltke, Helmuth:** Briefe aus der Türkei. Auswahl und Nachwort von Max Horst. Albert Langen / Georg Müller Verlag, München 1938. 76 Seiten und 1 Rärtchen.
- Moser, Franz:** Der Laupenkrieg 1339. Festschrift zur 600-Jahrfeier 1939. Verlag Dr. Gustav Grunau, Bern 1939. 174 Seiten.
- Mumenthaler, Max:** Eidgenössische Protokolle. Gedichte. Mit Zeichnungen von H. Tomamichel. Weltwoche-Verlag, Zürich 1939. 80 Seiten.

- Pahl, Walter:** Weltkampf um Rohstoffe. Wilhelm Goldmann Verlag, Leipzig 1939. 368 Seiten mit 45 Bildern und 33 geographischen Darstellungen, Preis M. 6.80.
- Pearce, C. M.:** MNA Trade Practice Program. Verlag Columbia University Press. New York 1939. 225 Seiten.
- Prominente Sportler sprechen.** Herausgegeben von A. u. E. Bodmer und A. Hügli. Verlag Friedrich Reinhardt A.G., Basel. 366 Seiten und 75 Abbildungen auf Kunstdrucktafeln, Preis Fr. 4.80.
- Pulver, Max:** Neue Gedichte. Orell Füßli Verlag, Zürich 1939. 39 Seiten, Preis Fr. 3.50.
- Reddaway, W. J.:** Marshal Pilsudski. George Routledge & Sons Ltd., 68—75 Carter Lane, London E. C. 1939. 334 Seiten mit Kunstdrucktafeln, Preis 15 S.
- Reinhardt, Josef:** Us junge Johre. Deppis vo beheime. Verlag Friedrich Reinhardt, Basel 1939. 143 Seiten, Preis Fr. 2.50.
- Roedel, Reto:** Terra e Gente Elvetica. Verlag Fehr'sche Buchhandlung, St. Gallen 1939. 31 Seiten, Preis Fr. 1.—.
- Rothermere, Viscount:** Warnungen und Prophezeiungen. Übersetzt von Dr. Fritz Fiedler. Scientia A. G. Verlag, Zürich 1939. 300 Seiten, Preis Fr. 7.50.
- Schafroth, M. F.:** Fremden dienst von innen betrachtet. Selbstverlag des Verfassers, Thunstr. 34, Bern 1939. 32 Seiten, Preis Fr. 1.20.
- Schüddelopf, Otto Ernst:** Britische Gedanken über den Einsatz des Luftheeres. Verlag von E. S. Mittler & Sohn, Berlin 1939. 131 Seiten, Preis M. 3.80.
- Schweizer Künstler illustrieren die Bibel.** 30 Bilder mit biographischen Notizen der mitwirkenden Künstler und einer Einführung von Seminar direktor Konrad Zeller. Zwingli-Verlag, Zürich 1939. 95 Seiten, Preis Fr. 3.50.
- Schweizer Wehrgeist in der Kunst.** Herausgegeben durch das Komitee „Schweizer Wehrgeist in der Kunst“, Dr. P. Hilber, Eugen Wyler, Oberstlt. Dr. P. Gysler, Frédéric Lieberherr. Druck Roto-Sadag A. G., Genf 1938. 347 Seiten, reich illustriert.
- Seton-Watson, R. W.:** Munich — and the Dictators. Methuen & Co. Ltd. Publishers, 36 Essex Street, London W. C. 2, 1939. 188 Seiten.
- Sieburg, Friedrich:** Blick durchs Fenster. Aus 10 Jahren Frankreich und England. Societäts-Verlag, Frankfurt a. M. 1939. 324 Seiten, Preis M. 6.80. M. 6.80.
- Sonnemann, Th.:** Die Frau in der Landesverteidigung. Ihr Einsatz in der Industrie. Verlag Gerhard Stalling A. G., Oldenburg i. O. 1939. 179 Seiten, Preis M. 4.20.
- Steiger-Lenggenhager, Marie:** Die Schule sollte ... Ernsthafte Plaudereien über Schule und Elternhaus. Walter Loeptien Verlag, Meiringen 1939. 103 Seiten, Preis Fr. 2.80.
- Steinmann, August:** Die Montaschiner. Roman. Verlag Schweizer Bücherfreunde, Zürich 1939. 282 Seiten.
- Stüdelberger, Alfred:** Der Erzieher als Seelsorger. Gotthelf-Verlag, Zürich 1939. 72 Seiten, Preis Fr. 1.90.
- Studi, Alfred:** Hilthy-Worte. Buchhandlung der Evang. Gesellschaft St. Gallen 1939. 80 Seiten, Preis Fr. 1.60.
- Ezeps-Zuckerlandl, Verta:** Ich erlebte fünfzig Jahre Weltgeschichte. Bermann-Fischer Verlag, Stockholm 1939. 312 Seiten.
- Thurgauer Wanderbuch.** Band I und II. Herausgegeben von der Thurgauischen Verkehrsvereinigung, Frauenfeld 1938 und 1939. 94 und 108 Seiten mit Karten und Zeichnungen.
- de Traz, Robert:** L'homme dans le rang. Librairie Payot & Cie., Lausanne 1938. 215 Seiten.

- Truog-Saluz, Tina:** Aus Heimat und Fremde. Erzählungen. Verlag Friedrich Reinhardt, Basel 1939. 131 Seiten, Preis Fr. 2.50.
- Tügel, Ludwig:** Der Broock. Hanseatische Verlagsanstalt A. G., Hamburg 1938. 123 Seiten, Preis M. 2.80.
- Völder, Otto:** Der französische Soldat. Wesen und Haltung. Verlag E. S. Mittler & Sohn, Berlin S. W. 68, 1939. 103 Seiten, Preis M. 2.50.
- Wais, Kurt:** Die Gegenwartsdichtung der europäischen Völker. Junfer & Dünhaupt Verlag, Berlin 1938. XX und 567 Seiten mit 105 Abbildungen, Preis M. 14.—.
- Walden, J. B. und Paine, St. D. L.:** Die lange Peitsche. Die Geschichte eines großen Schlittenhundes. Franck'sche Verlagshandlung, Stuttgart 1939. 199 Seiten, 18 Kunstdrucktafeln und eine Karte, Preis M. 6.—.
- Wehner, Josef Magnus:** Elisabeth. Eine Erzählung. Hanseatische Verlagsanstalt A. G., Hamburg 1939. 128 Seiten, Preis M. 3.50.
- Wenz, Heinrich:** Das Indische Reich. Wilhelm Goldmann Verlag, Leipzig 1939. 188 Seiten und 1 Kartenfzisse, Preis M. 3.50.
- Westendörpf, Karl:** Der soziologische Charakter der englischen Bildersprache. Junfer & Dünhaupt Verlag, Berlin 1939. 318 Seiten, Preis M. 14.—.
- Wirz, Hans Georg:** Gestalten und Gewalten der Schweizer Geschichte. Band I: Zwischen Morgarten und Sempach. Laupen als Ring in der Kette. Verlag A. Francke A. G., Bern 1939. 160 Seiten, Preis Fr. 4.50.

Mitarbeiter dieses Heftes (Fortsetzung).

- Dr. K. G. Kachler, Basel, Riehenring 99.
 Karl Alfons Meyer, Riltberg b. Zch., Schloßbergstr. 10.
 Peter Meyer, Zürich 8, Mühlebachstraße 59.
 Oberstl. i. GSt. F. Nager, Zürich 10, Höggerstr. 127.
 Prof. Dr. Max Ruffberger, Riga (Lettland), Mez-aparka Ez-ermalas iela 36.
 Dr. F. W. Pick, London S. W. 3, 30 Beaufort Gardens.
 Prof. Dr. Robert Redslob, Straßburg i. E., Thomastaden 2.
 Frl. Dr. Emma Reinhart, Baden, Poststraße 1.
 Dr. F. Rittmeyer, Rüznacht/Zch., obere Hestlibachstr. 20.
 Major i. GSt. Dr. E. J. Roesler, Bern, Spitalackerstr. 17.
 Prof. Dr. H. A. Schmid, Basel, Hirzbodenweg 86.
 Dr. H. W. Spiegel, Madison (Wisconsin), Langdon Street 601.
 Dr. Hch. Spoderry-Zeller, Wald, St. Zürich.
 Priv.-Doz. Dr. Emil Staiger, Zürich 8, Bolligerstr. 217.
 Ernst Steinemann, Schaffhausen, Römerstieg 32.
 Dr. Alfred Stückelberger, Schiers (Grbb.), Seminar.
 Frl. Anne-Marie Thormann, Bern, Haspelgasse 15.
 A.-D. Tolédano, Paris 2e, 12 rue Colbert.
 Dr. phil. Samuel Voellmy, Basel, Herbergsgasse 2.
 Prof. Dr. Otto Weiß, Zürich 7, Samariterstr. 26.
 Prof. Dr. Walter Wili, Muri bei Bern, Walddried.
 Dr. Gottfried Zeugin, Teufen, Appenzell
 Hptm. i. GSt. Dr. G. Züblin, Zürich 2, Rieterstr. 116.

ZÜRICH

„Zürich“ Allgemeine Unfall- und Haftpflicht-Versicherungs-Aktiengesellschaft in Zürich

Versicherungen:
 Unfall, Haftpflicht
 Kasko, Baugarantie
 Einbruch - Diebstahl